Lebensläufe

mit Bildern von

Mechthild Motsch von Freydorf und Susanne Zouyène

Ausgewählt und bearbeitet von

Richard Motsch, Susanne Zouyène und Ylva Schuberth

Bonn 2018

Lebensläufe

mit Bildern von

Mechthild Motsch von Freydorf und Susanne Zouyène

Ausgewählt und bearbeitet von

Richard Motsch, Susanne Zouyène und Ylva Schuberth

Bonn 2018

Inhaltsverzeichnis

Vorwort . . . . . **iii**

A Janusz Korczak (1878–1942) **1**

B Hans Ehrenberg (1883–1958) und Franz Rosenzweig (1886–1929) **9**

C Victor Zorza (1925–1996) und Ruta Wermuth-Burak (*1928) **27**

D Richard W. Sonnenfeldt (1923–2009) **61**

Abbildungsverzeichnis **94**

Vorwort

Die „Lebensläufe“schließen sich insofern an die Anthologie „Frieden III – Bonn 2017“an, als dort das Leben von *Dante Alighieri (1285–1321)* und seine Vision von der OneWorld sowie das Wirken von *Bartolomé Las Casas (1484–1566)* und seine Vision von der Ächtung der Sklaverei hervorgehoben werden.

Manche Biographien – insbesondere solche aus der Zeit des Holocaust – ergreifen uns besonders – Lebensläufe von Ermordeten ebenso wie die von Überlebenden. Welche dies sind und wie sie uns beschäftigen, ist mehr oder weniger zufällig. Die nachstehenden Lebensläufe haben mich besonders beeindruckt. Warum? Ein Grund ist die Konsequenz, mit der diese Menschen – ungeachtet aller Schicksalsschläge – den Idealen ihrer Jugend treu geblieben sind. Durch den Überlebenskampf wurden sie nicht zynisch und hart, sondern stark und hartnäckig im Bestreben, Gutes zu tun.

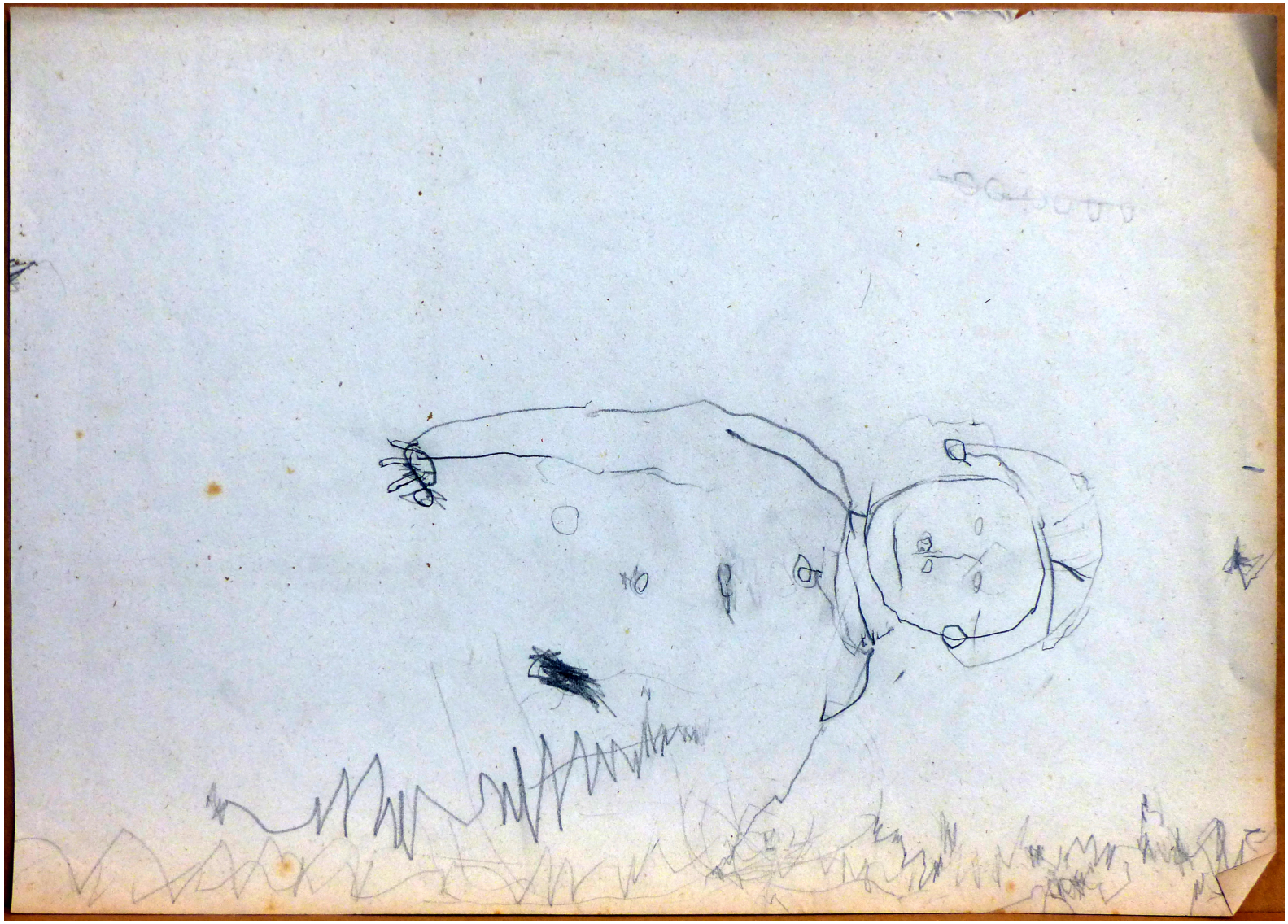
Oft sind es Frauen, die mit ihrer Hilfsbereitschaft, ihrem Lebensmut, ihrer Umsicht und Intelligenz, das Überleben ermöglicht haben. Halbwüchsige haben unerhörte Zähigkeit, Hellsichtigkeit und soziale Kompetenz an den Tag gelegt. Ich denke dabei besonders an *Victor Zorza alias Salek Wermuth (1925–1996)* und seine Schwester *Ruta Burak geborene Wermuth (*1928)* und *Richard W. Sonnenfeldt (1923–2009)*. Ihre Fußstapfen sind für mich Wegweiser.

Franz Rosenzweig (1886–1929) und *Hans Ehrenberg (1883–1958)* bewundere ich als junge Akademiker, die auf die ihnen offenstehenden glanzvollen Karrieren verzichteten, um ihr Leben und Wirken ungemindert in Einklang mit ihren Überzeugungen zu bringen. Rosenzweig gründete 1920 das Freie Jüdische Lehrhaus in Frankfurt a. M. und Ehrenberg wurde 1925 evangelischer Pfarrer in Bochum und einer der Initiatoren der Bekennenden Kirche. *Januz Korzcaks (1878–1942)* Lebensweg spricht für sich.

Sie alle haben ihren Stein zu einer menschlicheren Welt beigetragen.

Auch an dieser Stelle danke ich Susanne Zouyène und Ylva Schuberth herzlich für die bewährte Zusammenarbeit.

Bonn, im September 2018
Richard Motsch



A Janusz Korczak (1878–1942)

Janusz Korczak ist der Künstlername von Henryk Goldszmit, den er seit seinem 20sten Lebensjahr trug; später nannte er sich – insbesondere in seiner Rundfunksendung für Kinder – *Der alte Doktor*

Die SS ermordete Anfang August 1942 in Treblinka 200 ihm schutzbefohlene Kinder, seine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter Borniatowska, Dąbrowska, Goldkorn, Janowska, Martinówna, Stein, Szymańki, Stefania Wilczyńska und ihn selbst. Der Börsenverein verlieh ihm am 1. Oktober 1972 postum den Friedenspreis des deutschen Buchhandels.

Korczak war von Beruf Militär- und Kinderarzt. 1912 bekam er die Leitung des nach seinen Plänen neu errichteten jüdischen Waisenhauses *Dom Sierot* angeboten. Dies wurde sein Lebensinhalt. Hier verwirklichte der „polnische Pestalozzi“ seine auf prinzipiellen Kinderrechten fußenden pädagogischen Ideen.

Die deutschen Besatzer zwangen nach ihrem Überfall auf Polen alle Warschauer Juden ins Ghetto. Im Oktober 1940 betraf die Zwangsumsiedlung auch das Waisenhaus Korczaks, das unweit vom Ghetto lag. Die SS schritt Anfang August 1942 zur „Endlösung“ der Kinder, die sich in der Obhut von Korczak befanden. Sie deportierte die Kinder mit ihren Betreuerinnen und Betreuern nach Treblinka. Ein Augenzeuge des Abtransports, der Komponist und Pianist Władysław Szpilman schreibt in seinen Memoiren:

Eines Tages, um den 5. August 1942 wurde ich zufällig Zeuge des Abmarsches von Janusz Korczak und seinen Waisen aus dem Ghetto. Für jenen Morgen war die ‚Evakuierung‘ des jüdischen Waisenhauses, dessen Leiter Janusz Korczak war, befohlen worden; er selbst hatte die Möglichkeit, sich zu retten, und nur mit Mühe brachte er die Deutschen dazu, daß sie ihm erlaubten, die Kinder zu begleiten. Lange Jahre seines Lebens hatte er mit Kindern verbracht und auch jetzt, auf dem letzten Weg, wollte er sie nicht allein lassen. Er wollte es ihnen leichter machen. Sie würden aufs Land fahren, ein Grund zur Freude, erklärte er den Waisenkindern. Endlich könnten sie die abscheulichen, stickigen Mauern gegen Wiesen eintauschen, auf denen Blumen wüchsen, gegen Bäche, in denen man würde baden können, gegen Wälder, wo es so viele Beeren und Pilze gäbe. Er ordnete an, sich festtäglich zu kleiden und so hübsch herausgeputzt, in fröhlicher Stimmung, traten sie paarweise auf dem Hof an. Die kleine Kolonne führte ein SS-Mann an, der als Deutscher Kinder liebte, selbst solche, die er in Kürze ins Jenseits befördern würde. Besonders gefiel ihm ein zwölf-

jähriger Junge, ein Geiger, der sein Instrument unter dem Arm trug. Er befahl ihm, an die Spitze des Kinderzuges vorzutreten und zu spielen – und so setzen sie sich in Bewegung. Als ich ihnen an der Gęsia-Straße begegnete, sangen die Kinder, strahlend, im Chor, der kleine Musikant spielte ihnen auf und Korczak trug zwei der Kleinsten, die ebenfalls lächelten, auf dem Arm und erzählte ihnen etwas Lustiges. Bestimmt hat der ‚Alte Doktor' noch in der Gaskammer, als das Zyklon schon die kindlichen Kehlen würgte und in den Herzen der Waisen Angst an die Stelle von Freude und Hoffnung trat, mit letzter Anstrengung geflüstert: ‚Nichts, das ist nichts, Kinder' um wenigstens seinen kleinen Zöglingen den Schrecken des Übergangs vom Leben in den Tod zu ersparen.

Der Börsenverein des Deutschen Buchhandels verlieh Korczak 1972 postum seinen Friedenspreis. In der Verleihungsurkunde heißt es:

Der Börsenverein [...] ehrt damit einen Mann, der gleichermaßen als Arzt, Erzieher und Schriftsteller für das Kind und seine Rechte eingetreten ist. – Die seine Erziehungsarbeit darstellenden und begründenden Werke antworten einer ungerechten, unglücklichen, friedlosen und doch zu mehr Gerechtigkeit, Glück und Frieden fähigen Welt. Den Erwachsenen hat er die Veränderung dieser Welt zugemutet; den Kindern hat er sie zugetraut: an sie wenden sich seine lesenswürdigsten und zugleich kühnsten Bücher. Er hat die alte Sehnsucht nach einer neuen Ordnung zwischen den Generationen und nach Frieden unter den Menschen jeglicher Art und Herkunft Kraft und eine bis heute wirkende Chance gegeben. – Seine Gedanken hat er nicht nur in Worten und Schrift vertreten, sondern er ist für sie mit dem Leben eingestanden: den ihm anvertrauten Kindern hat er auch angesichts des Todes die Treue gehalten.

Im Internet z. B. auf Youtube finden sich viele sehr bewegende Originalzeugnisse zum Leben und Wirken von Janusz Korczak sowie von ihm inspirierte Kunstwerke.

Sein 1923 erschienenes, in viele Sprachen übersetztes, zweibändiges Jugend- und Erwachsenenbuch *König Hänschen I* und *König Hänschen auf der einsamen Insel* erreichte in der Bundesrepublik vier Auflagen.[1]

Pädagogische Titel sind:

Wie man ein Kind lieben soll[2];
Das Recht des Kindes auf Achtung[3];
Regeln des Lebens[4] und
Fröhliche Pädagogik[5].

Janusz Korczak: *Tagebuch aus dem Warschauer Ghetto 1942*.[6]

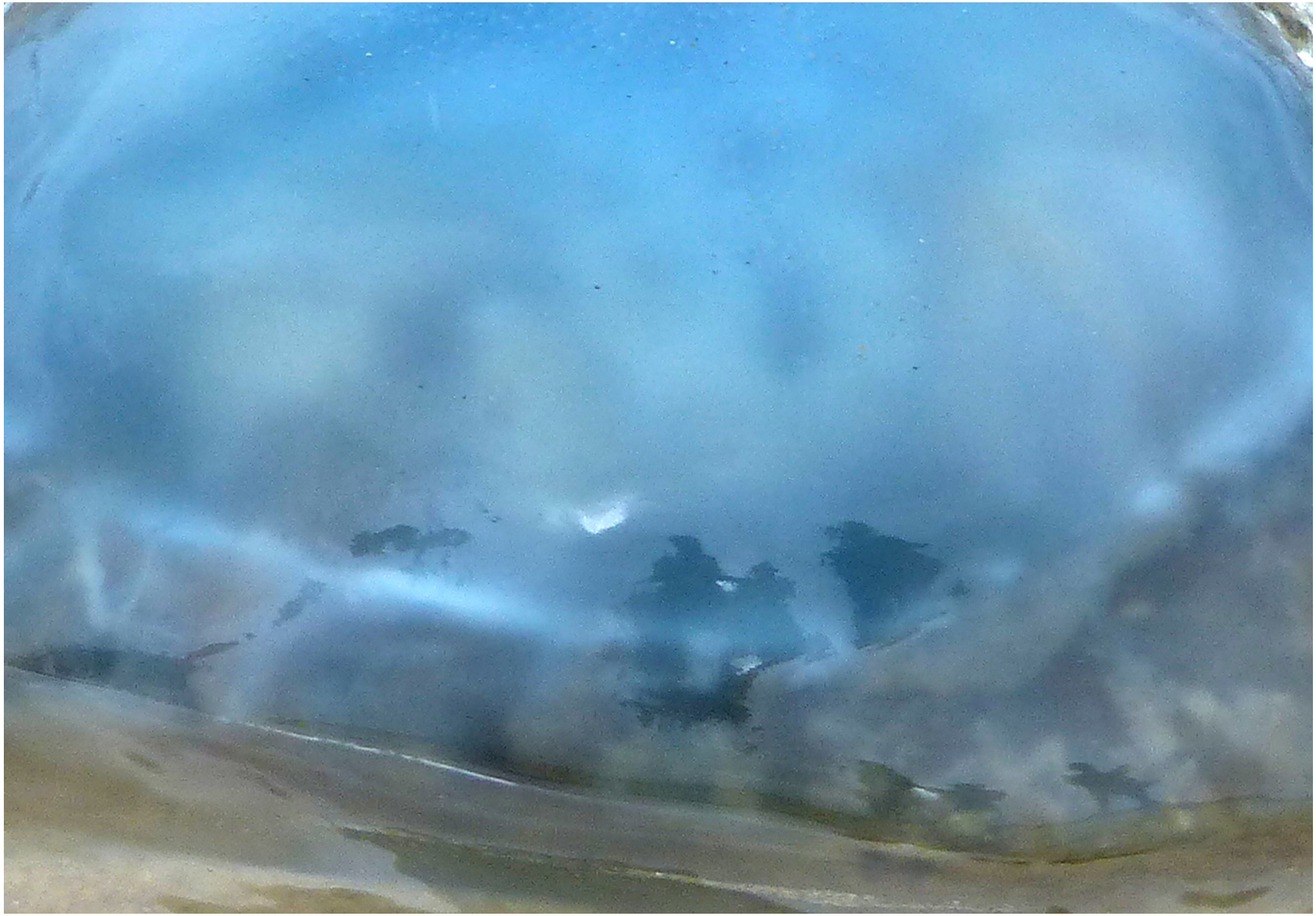
[1] Göttingen 1970–1972
[2] poln. Erstausgabe Jak kochać dziecko 1919, 1967
[3] poln. Erstausgabe Prawo dziecka do szacunku 1928
[4] poln. Erstausgabe Prawidła życia, 1930
[5] poln. Erstausgabe Pedagogika żartobliwa, 1939
[6] Göttingen 1996

Seine *Sämtlichen Werke* erschienen in deutscher Übersetzung in 16 Bänden und einem Ergänzungsband.[7]

Die erste Biographie verfasste seine Tochter: Hanna Mortkowicz-Olczakowa: *Janusz Korczak. Arzt und Pädagoge*.[8]

[7] ed. Friedhelm Beiner/Erich Dauzenroth, Gütersloh 1996 bis 2005

[8] übersetzt von Henry Bereska, München, Salzburg 1967, poln. Erstausgabe Warzawa 1961



33

B Hans Ehrenberg (1883–1958) und Franz Rosenzweig (1886–1929)

I.

Hans Ehrenberg und Franz Rosenzweig waren Vettern. Sie standen als junge Leute in intensivem intellektuellen Austausch. Beide starteten vor dem Ersten Weltkrieg glanzvolle Akademikerkarrieren, nahmen als Freiwillige am Ersten Weltkrieg teil – Ehrenberg als mehrfach dekorierter Frontsoldat und Offizier, Rosenzweig zuerst als Sanitäter, dann als Artillerist in Mazedonien. Und beide verzichteten nach dem Krieg auf die ihnen offenstehenden akademischen Laufbahnen zugunsten eines praxisbezogenen Engagements für ihre Mitmenschen.

Rosenzweig gründete 1920 das Freie Jüdische Lehrhaus in Frankfurt am Main, das er bis zu seiner Erkrankung an Amyotropher Lateralsklerose bis Ende 1922 leitete. Er hatte bei Friedrich Meinecke 1912 in Freiburg mit der Arbeit „Hegel und der Staat“promoviert, einer Arbeit, die er noch vor dem Krieg zu einem – zunächst als Habilitationsschrift gedachten – zweibändigen Werk ausbaute und 1920 veröffentlichte. Dabei war Ehrenberg sein philosophischer Mentor gewesen. 1917 publizierte Rosenzweig das von ihm in der Berliner Staatsbibliothek entdeckte, vierseitige Manuskript in Hegels Handschrift, das als „ältestes Systemprogramm des deutschen Idealismus“bekannt geworden ist und dessen Autorschaft (Schelling?, Hölderlin? Hegel?) auch heute noch umstritten ist.

Ehrenberg, der 1909 zum Christentum konvertierte, verzichtete nach dem Krieg auf seine Philosophieprofessur in Heidelberg, studierte ab 1922 Theologie in Münster und wurde 1925 evangelischer Pfarrer an der Christuskirche in Bochum. Er hatte 1906 – summa cum laude – über das Thema *Die Eisenhüttentechnik und der deutsche Hüttenarbeiter* (Stuttgart u. Berlin 1906) in München promoviert und sein anschließendes Studium der Philosophie in Heidelberg 1909 mit einer zweiten Promotion *Kants mathematische Grundsätze der reinen Naturwissenschaft*, (Leipzig 1910) sowie 1910 mit der Habilitation *Kritik der Psychologie als Wissenschaft. Forschungen nach den systematischen Prinzipien der Erkenntnislehre Kants* abgeschlossen. Er war dort Privatdozent und wenig später außerordentlicher Professor der Philosophie ge-

worden. Vom 30. September 1916 bis zum 18. Oktober 1918 schrieb er Leitartikel in der Vossischen Zeitung[9]. Mit Karl Barth stand er schon in freundschaftlichem Kontakt und engem Austausch, als dieser noch Dorfpfarrer in Safenwil (Kanton Aargau) war. Sowohl ihr soziales Engagement für die Arbeiterschaft als auch die neuen theologischen Ansätze führte sie zusammen.

1920 veröffentlichte Ehrenberg eine knapp gehaltene Bekenntnisschrift „*Heimkehr des Ketzers. Eine Wegweisung.*“Rosenzweig folgte 1921 mit seinem Meisterwerk „*Der Stern der Erlösung*“, das er größtenteils von Ende August 1918 bis Herbst 1919 niedergeschrieben hatte.

[9]Der letzte Leitartikel ist überschrieben mit: „Ende mit Würde“. Darin heißt es: *„Als der Krieg zu Verhandlungen reif war, wollten wir als Sieger den Frieden machen. Und jetzt, wo wir bereit sind zum Verhandeln, ist der Krieg soweit, dass uns der Frieden diktiert wird. Oh unsere Verblendung, die uns immer uns selbst betrügen ließ und verlogene Illusionen zur Herrin der deutschen Politik machte. Nur ein klares Eingeständnis der Niederlage und der Schuld gewährt ein Ende mit Würde. […] Mut, würdig zu kapitulieren – und das Bekenntnis des Volkes zu seiner Niederlage – das Eingeständnis, dass niemand ohne Schuld ist und daher niemand ganz schuldig.“* – es folgt eine Warnung vor Bürgerkrieg. (Günter Brakelmann, Hans Ehrenberg. Ein jüdisches Schicksal in Deutschland Bd. I S. 74 f.)

II.

1. Franz Rosenzweig

Rosenzweig hatte sich 1913 – nach intensiver Auseinandersetzung mit der christlichen Botschaft – seinem jüdischen Glauben zugewandt. Der *Stern der Erlösung* ist für mich ein Werk höchsten Ranges über Gott, Welt und Mensch, über

- Schöpfung (weiterwirkende Vergangenheit/Dasein),
- Offenbarung (sich erneuernde Gegenwart/sprachliche Sinnerschlossenheit) und
- Erlösung (vorgezeichnete Zukunft/ethische Orientierung auf ein Reich).

Es wird Menschen noch lange in seinen Bann ziehen, ähnlich wie Dantes Göttliche Komödie.

Auch nach der Erkrankung an Amyotropher Lateralsklerose, die bald zu schwersten Lähmungen führte, blieb er erstaunlich produktiv sowohl in philosophisch- theologischer Hinsicht als auch als Übersetzer. Dabei verwendete er zunächst eine Spezialschreibmaschine; später konnte er nur noch mit den Augenlidern seiner Ehefrau diktieren; er hatte 1920 die jüdische Religionslehrerin Edith Hahn geheiratet.

Er blieb ein großer Briefschreiber, beendete die Über-

setzung der *Hymnen und Gedichte des Jehuda ha-Levi* (1075–1141), verfasste *Das Büchlein vom gesunden und kranken Menschenverstand* und 1925 die Abhandlung *Das neue Denken*, ein Rückblick auf den *Stern der Erlösung*. Gemeinsam mit Martin Buber arbeitete er an der Verdeutschung der Schrift, deren erster Teil *Die fünf Bücher der Weisung* 1925 erschien. Kurz vor seinem Tod verfasste Rosenzweig im Mai 1929 den Aufsatz „*Vertauschte Fronten*“über Hermann Cohen und über die Davoser Disputation von 1929 zwischen Ernst Cassirer und Martin Heidegger, der die Fachwelt bis heute beschäftigt.

Am dreißigsten Tag nach Franz Rosenzweigs Tod sprach Gershom Scholem in Jerusalem Worte des Gedenkens (1930). Er stellte ihnen folgendes

Gedicht von Hölderlin

voran:

Wenn aber stirbt alsdenn,
an dem am meisten
die Schönheit hing, daß an der Gestalt
ein Wunder war und die Himmlischen gedeutet
auf ihn, und wenn, ein Rätsel ewig füreinander,
sie nicht fassen können
einander die zusammenlebten
im Gedächtnis, wenn . . .
. . . selber sein Angesicht
der Höchste wendet,
darob daß nirgend ein
Unsterbliches am Himmel zu sehen ist oder
auf grüner Erde, was ist dies?

Es ist der Wurf des Säemanns, wenn er faßt
mit der Schaufel den Weizen,
und wirft, dem Klaren zu, ihn schwingend über die Tenne.
Ihm fällt die Schale vor den Füßen, aber
das Ende kommet das Korn,
und nicht ein Übel ists, wenn einiges
verloren gehet, und von der Rede
verhallet der lebendige Laut.

Scholem schließt die Schilderung von Rosenzweigs Lebenswegs so ab:

Mögen seine Bücher kommen und von ihm zeugen, habe ich doch meine Gefühle bereits in die Worte Hölderlins, des großen deutschen Dichters gekleidet, [. . .] Wir, denen es vergönnt war, ihn zu kennen, sahen in ihm eine der edelsten Verkörperungen des Geistesfürsten unseres Volkes, des reli-

giösen Genius, und durch ihn haben wir die Wahrheit des Wesens dieses religiösen Genius erfahren, den Worten unserer Weisen gemäß: wo immer wir seinen Stolz und seine Größe sahen, da sahen wir zugleich seine Demut.

Scholem wendet sich sodann eingehend dem Werk und insbesondere dem „Stern der Erlösung“mit seiner „vernichtenden Kritik“des Idealismus zu.

Die Einleitung des ersten Teils (des Sterns der Erlösung) *Die Elemente oder die immerwährende Vorwelt* hat zur Überschrift *Über die Möglichkeit das All zu erkennen* und beginnt mit den Worten: *in philosophos!*[10] *Vom Tode, von der Furcht des Todes, hebt alles Erkennen des All an. Die Angst des Irdischen abzuwerfen, dem Tod seinen Giftstachel, dem Hades seinen Pesthauch zu nehmen, des vermißt sich die Philosophie.* Und das Buch schließt mit: *Einfältig wandeln mit deinem Gott – nichts weiter wird da gefordert als ein ganz gegenwärtiges Vertrauen. Aber Vertrauen ist ein großes Wort. Es ist der Same, daraus Glaube, Hoffnung und Liebe erwachsen, und die Frucht, die aus ihnen reift.*

Es ist das Allereinfachste und gerade darum das Schwerste. Es wagt jeden Augenblick zur Wahrheit Wahrlich zu sagen. Einfältig wandeln mit deinem Gott – die Worte stehen über dem Tor, dem Tor, das aus dem geheimnisvoll-wunderbaren Leuchten des göttlichen Heiligtums, darin kein Mensch leben bleiben kann, herausführt. Wohinaus aber öffnen sich die Flügel des Tors? Du weißt es nicht? Ins Leben.

[10] wider die Philosophen! – die Einleitung zum zweiten Teil des Sterns der Erlösung hat zum Motto: *in theologos!* und die Einleitung zum dritten Teil: *in tyrannos!*

2. Hans Ehrenberg[11]

Ehrenberg hielt 1926/27 in Hattingen drei Vorträge und eine Predigt über Judentum und Christentum, nachdem die Nationalsozialisten eine beabsichtigte ähnliche Vortragsreihe eines jüdischen Missionars aus Frankfurt verhindert hatten. Sie störten auch seine Predigt und nahmen ihn von da an ins Visier. Die Gestapo verhörte ihn unmittelbar nach der Machtübernahme 1933.

Unter seiner und Ludwig Steils[12] Federführung verfassten jüngere Pfarrer aus Bochum, Gelsenkirchen und Herne das *Bochumer Bekenntnis* von 1933, das hundert westfälische Pfarrer unterschrieben und Pfingsten 1933 von der Kanzel verlasen. Es enthält das Bekenntnis zu Jesus Christus als Sohn des lebendigen Gottes, des Gottes Abrahams, Isaaks und Jakobs, betont das theologische Existenzrechts Israels, verurteilt den Ausschluss von „Judenchristen“aus der Völkerkirche und die idealistische Schwärmerei von Volkstum und Blut sowie jeden biologischen Rassismus, aber auch das Konzept des totalen Staates.

Mit diesen Aussagen geht das Bochumer Bekenntnis über die *Barmer Theologische Erklärung* von 1934 hinaus. In ganz Deutschland fand 1934 eine anonyme, 14seitige Broschüre „Sieg der Kirche. Ein Zeugnis aus der Bekennenden Gemeinde“Verbreitung (Verfasser Hans Ehrenberg, Vorwort von Präses Karl Koch, Auflage 50–60 000). Die „Bekenntnisse“richteten sich gegen die Irrlehren der „Deutschen Christen“, aber auch gegen den Nationalsozialismus und sein Neuheidentum, also gegen den Zeitgeist mit seiner biologistischen Anthropologie und naturalistischen Ordnungslehre. Günter Brakelmann bemerkt: *Man wird sagen können, daß es ein vergleichbar klares und dichtes theologisches Wort wie das Bochumer Pfingstbekenntnis im Raum des Protestantismus 1933 nicht gegeben hat.*

Im August 1933 legte Ehrenberg einen noch deutlicheren Diskussionsentwurf „Bekenntnisfront“sowie 72 Leitsätze zur judenchristlichen Frage vor. Ehrenberg selbst sagt zu den Leitsätzen: *Es ist das ausgereifte Produkt von vielen Lebens– und acht Leidensjahren.* (Autobiographie S. 67)

Im Oktober 1935 hielt Ehrenberg auf der von 500 Pastoren, Kandidaten und Studenten besuchen Theologischen Woche in Wuppertal-Barmen neben Karl Barth und Heinrich Vogel ein Hauptreferat „Schrift und Bekenntnis:“ *Als Kirche unter dem Wort ist sie gleichzeitig die Bekennende Kirche.* Für ihn war die großen Verfehlung des bürgerlich-proletarischen Zeitalters die Hybris eines Menschentums:

[11] Die nachstehenden Informationen entnehme ich den beiden Bänden von Günter Brakelmann: Hans Ehrenberg. Ein judenchristliches Schicksal in Deutschland, Bd. I Leben-Denken-Wirken 1889–1932 (Waltorp 1997), Bd. II Widerstand-Verfolgung-Emigration 1933–1939 (Waltorp 1999) sowie Hans Ehrenberg. Autobiographie eines deutschen Pfarrers; mit Selbstzeugnissen und einer Dokumentation seiner Amtsenthebung (Waltorp 1999).

[12] 1900 – Januar 1945 (KL Dachau)

sein zu wollen wie Gott!, ein Menschentum, das nur sich selbst will und sich dadurch radikal verfehlt. Liberalismus, Marxismus und Nationalsozialismus waren für ihn die Todesmächte des Säkularismus. Er selbst fühlte sich als „Christ aus Israel."Und Israel lag aus seiner Sicht *quer unter allen Völkern der Erde. [...] Jedes Volk erlebt seine Eigengeschichte und lebt sein Eigenleben. Und doch gehören alle Völker zusammen ...* (S. 140 f.)

Ehrenberg hatte durch das Reichsbürgergesetz vom 15. September 1935 die Reichsbürgerschaft verloren. Mit Brief vom 19. September (und nochmals am 2. Dezember 1935) wandte er sich an den Bruderrat der Bekennenden Kirche mit der Frage, was dies für seine Zugehörigkeit zur Kirche und sein Amt als Gemeindepfarrer bedeute. Ein erhaltener Briefentwurf des Bruderrates bejaht uneingeschränkt seine bleibende Zugehörigkeit zur Bekennenden Kirche, schließt jedoch „eine pragmatische"Lösung, sprich: einen Amtsverzicht – bei zunehmenden Schwierigkeiten – für die Zukunft nicht aus. 1937 war es dann soweit: Ehrenberg schied gezwungenermaßen aus dem aktiven Dienst als Pfarrer aus. Dabei spielten auch lange zurückliegende publizistische Äußerungen aus den Jahren 1918/19 eine Rolle, in denen er Hindenburg und Ludendorf kritisiert hatte sowie seine zeitweise Mitgliedschaft in der Sozialdemokratischen Partei. Nachfolger war sein furchtloser Amtsbruder Albert Schmidt, der seinerseits 1938 wegen seines Eintretens für Ehrenberg ins KZ kam und seine berufliche Existenz verlor.

Aus Wikipedia zu Albert Schmidt (1893–1945)

[...] 1922 wurde er mit einer Dissertation über „Die Weltanschauung des Pazifismus im Lichte des christlichen Glaubens"zum Licentiaten promoviert. [...] Nach der „Machtergreifung"verdammte Albert Schmidt öffentlich die Gewalttaten der SA. Er wurde „zu einem der mutigsten Prediger der Bekennenden Kirche in Bochum und darüber hinaus in ganz Westfalen". Am 13. November 1938 wurde er von der Gestapo noch in der Sakristei seiner Kirche verhaftet, nachdem er von der Kanzel über die Verwüstungen in der Wohnung seines „judenchristlichen"Freundes und Amtsbruders Hans Ehrenberg beim Novemberpogrom berichtet hatte, obwohl er Gestapo-Beamte unter seinen Zuhörern wusste. Nach einmonatiger Haft wurde der stark zuckerkranke Schmidt aus Bochum ausgewiesen und mit Redeverbot belegt. Er zog ins westfälische Werther, wo er schwerkrank 1940 seine Pfarrtätigkeit vom Rollstuhl aus wieder aufnehmen durfte. Im Jahr 1945 gehörte er zu den Mitbegründern der CDU. Er starb am 20. November 1945 im Alter von 52 Jahren in Werther an den Folgen seiner Krankheit. Im Gedenken an ihn und ihm zu Ehren wurde 1947 die frühere Bochumer Roonstraße in Schmidtstraße umbenannt. Ebenso trägt das Seniorenheim der Diakonie Ruhr im Bochumer Stadtteil Griesenbruch seinen Namen.

Günter Brakelmann bemerkt zu den beiden:

Albert Schmidt war der größere Kämpfer, zupackend und begabt mit populärer Sprachkraft. Hans Ehrenberg war mehr der Mann, der ununterbrochen seine Gedanken in Schriftform bringen musste.

Zu Ehrenberg als Gemeindepfarrer bemerkt er:

Die Gemeinde, die mehrheitlich aus sogenannten einfachen Leuten bestanden – die Gesamtstruktur war kleinbürgerlich-proletarisch – hat einen Pfarrer getragen, der von ihr eine ähnlich klare kirchlich-theologische Linie erwartete, die er sich selbst in der Verantwortung für das Amt erarbeitet hatte. Wie die Erinnerungen von Gemeindemitgliedern zeigen, war er nicht der leutselige, beliebte Pfarrer, sondern der geachtete und verehrte. (S. 67)

Am 9. November 1938 zerstörten die Schläger der SA Bochum die Ehrenbergische Wohnung, nachts in Gegenwart seiner Frau und seiner beiden Kinder. Er selbst war verreist gewesen, stellte sich jedoch nach Rückkehr am 11. November 1938 der Polizei, kam in sog. Schutzhaft und ins KL Sachsenhausen bei Berlin. Wie seine Leidensgenossen war er dort unbeschreiblichen Demütigungen und Strapazen ausgesetzt, über die er selbst im Einzelnen nie berichtet hat.[13] Im Lager meldete sich Ehrenberg zum „Kommando Leichenträger“; sie hatten die durch Folter oder Überanstrengung umgekommenen Häftlinge zu waschen, in Papiersäcke zu verhüllen und zu bestatten. Nach fünf Monaten, im März 1939 kam Ehrenberg wieder auf freien Fuß. Wie genau es zur Entlassung Ehrenbergs kam, scheint nicht geklärt zu sein. Spielte eine Rolle, dass er im Ersten Weltkrieg dekorierter Frontsoldat gewesen war? Hat der Lordbischof von Chichester, George Bell, helfen können, der damals auch Martin Niemöller das Leben rettete? Jedenfalls ermöglichte Bell, der Ehrenberg persönlich kannte und von dem er Berichte aus Deutschland erhalten hatte, die anschließende Emigration der Ehrenbergs nach England.

Niemöller war seit Februar 1938 im KL Sachsenhausen inhaftiert, jedoch in strenger Isolierhaft, so dass Ehrenberg Niemöller nie zu Gesicht bekam, obwohl sie Baracke an Baracke untergebracht waren. Bischof Bell hatte Niemöllers Inhaftierung im KL Sachsenhausen und später im KL Dachau in der englischen Öffentlichkeit bekannt gemacht und als Beispiel für die kirchenfeindliche Haltung des NS-Staates gebrandmarkt; daraufhin hatte Hitler von der beabsichtigten Ermordung Niemöllers Abstand genommen.

[13] Die detaillierten Zeugnisse seines Martyriums finden sich bei Günter Brakelmann: *Hans Ehrenberg, Bd. 2 Widerstand – Verfolgung – Emigration* (Waltorp 1999) S. 438

Bischof von Chichester George Bell (1883–1958)

George Bell – 1907 zum anglikanischen Priester geweiht – war danach drei Jahre als Sozialpfarrer in den Slums der englischen Industriestadt Leeds tätig gewesen, um unter den dortigen Industriearbeitern, von denen ein Drittel Inder und Afrikaner aus damaligen britischen Kolonien waren, zu missionieren. Von 1925 bis 1929 war er Dompropst (*Dean*) von Canterbury Cathedral, wo er das alljährliche, dreiwöchige Canterbury Festival ins Leben rief, das bis heute stattfindet. Er gab damals bei T. S. Eliot das Drama „Mord im Dom“in Auftrag. 1931 besuchte Mahatma Ghandi den nunmehrigen Bischof in Chichester.

Als Dietrich Bonhoeffer – seit Herbst 1933 zwei Jahre lang – Auslandspfarrer in London war, befreundeten sich die beiden, die sich im Herbst 1931 in Sofia bei einer Tagung des Weltbundes für Freundschaftsarbeit der Kirchen kennengelernt hatten. 1936 übernahm Bell den Vorsitz des *International Christian Committee for German Refugees*. Er setzte sich besonders für Judenchristen ein, die damals weder von jüdischen noch von christlichen Organisationen unterstützt wurden. Um ihnen zur Auswanderung zu verhelfen, entsandte er seine Schwägerin *Laura Livingstone* nach Berlin und Hamburg. In seiner ersten großen Rede am 27. Juli 1938 im Oberhaus forderte der neu ernannte Lord Spiritual die britische Regierung zu verstärkter Hilfe für jüdische Flüchtlinge aus Deutschland auf. Mit persönlichen Bürgschaften ermöglichte er im Winter 1938/39 90 Menschen, vor allem Pfarrersfamilien, die als „nichtarische“Christen von den Nationalsozialisten verfolgt und von der offiziellen Kirche im Stich gelassen wurden, die Emigration nach England. Zu ihnen gehörte außer den Ehrenbergs auch Bonhoeffers Zwillingsschwester Sabine und deren Mann, der seines Amtes enthobene Göttinger Juraprofessor Gerhard Leibholz (1901–1982, 1951–1971 Richter am Bundesverfassungsgericht).

Im Mai 1942 reiste Bell per Flugzeug im Auftrag der britischen Regierung nach Schweden. Hier traf er am 1. Juni – für ihn völlig überraschend – Dietrich Bonhoeffer, der ihm als Geheimkurier Informationen des deutschen Widerstands übergab. Darunter waren die Klarnamen der Beteiligten in der Wehrmacht und Abwehr an dem geplanten Hitlerattentat und Putsch zum Sturz des NS-Regimes. Um diesen Plan zum Erfolg führen und anschließend um Waffenstillstand verhandeln zu können, baten die Verschwörer die britische Regierung um ein öffentliches Signal, die Deutschen nicht mit den Nationalsozialisten gleichzusetzen.

Bonhoeffer wurde am 5. April 1943 verhaftet und am 9. April 1945 im KL Flossenbürg auf Befehl Hitlers ermordet. Laut britischem Geheimdienstoffizier Sigismund Payne Best (1885–1978) galt Bonhoeffers letzte Botschaft seinem engsten ökumenischen Freund Bell; sie lautete:

„Sag ihm: Dies ist für mich das Ende; aber auch der Anfang – mit ihm glaube ich an das Prinzip unserer universellen christlichen Bruderschaft, die über alle nationalen Hassgefühle hinausragt, und dass unser Sieg sicher ist – sag ihm auch, dass ich nie seine Worte bei unserem letzten Treffen vergessen habe."

Autobiographie eines deutschen Pfarrers

Im britischen Exil entstand Hans Ehrenbergs „Autobiographie eines deutschen Pfarrers", die – von Günter Brakelmann herausgegeben und ins Deutsche zurückübersetzt – 1999 in Waltrop erschienen ist. Das Buch kam auf Drängen von *William D. L. Greer*, dem Generalsekretär des *Student Christian Movement* zustande, und zwar in Form von fiktiven Briefen an sehr unterschiedliche Adressaten, wie z. B. an William Greer selbst, an die Gestapo, an seine Frau und Kinder und an seine Mutter. Darin behandelt Ehrenberg an vorderer Stelle Verfolgung und Haft im KZ Sachsenhausen:

Unsere Erfahrungen waren sehr ernst. Sie waren zuweilen zum Verzweifeln, wie sie es gewesen sein müssen zu der Zeit, von der das Buch der Offenbarung ein Spiegelbild ist. Wir haben unsere Martyrien und unsere Apostasien gehabt. […] Wir haben die Gegnerschaft von Häretikern und die Verfolgung durch Staat und Antichrist erlebt. […] Einige von uns standen auch dem Untier aus dem Abgrund gegenüber. Wir sind in der Hölle gewesen und wieder heraus gekommen. – Wir tragen die Narben und Wunden dieser Auseinandersetzungen auf Geist und Körper. […] Aber wir rühmen uns dessen nicht. Wir akzeptieren diese Bedingungen, unter denen wir unseren Glauben überprüfen mussten, und wir danken Gott, dass sie uns lehrten, was das Evangelium ist. (S. 14)

Zur Wahl der Briefform sagt er (S. 19):

[…] indem ich mich darauf einlasse, mit einem britischen Publikum meine tiefsten und bedeutendsten Erlebnisse zu „teilen", wende ich bewußt eine Methode an, die soweit wie möglich von einer historischen Beschreibung meines Lebens entfernt ist. […] Mein Leben besteht aus Kampf, und wenn dieser Kampf der Anlass Deines [W. Greers] Wunsches ist, die Autobiographie eines deutschen Pfarrers zu lesen, dann wird die Form eine solche sein müssen, die geeignet ist, soweit wie möglich das heftige und schnell wechselnde Panorama unserer Zeit zum Ausdruck zu bringen.

Ich bin alles andere als ein geborener Schriftsteller, eher bin ich ein geborener Redner. […] Schwanken über den einzuschlagenden Weg meines Handelns ist mir unbekannt. Blind vorwärts zu schreiten, bereitet mir keine Hem-

mungen. Ich habe ein fast unbegrenztes Vertrauen zu der Art, in der die Dinge sich entwickeln werden mit der Zeit, aber ich bin nicht, jedenfalls nicht für lange, ein Optimist. Eher würde ich mich einen Pessimisten nennen, aber besser noch: ich möchte als Pessimist dem Optimisten und als Optimist dem Pessimisten erscheinen. Dahinter steckt noch ein anderes Element, das ich als Vermächtnis meiner Mutter deute, nämlich eine innere Intensität, der ich viele meiner Freunde verdanke, aber die, ich muss es leider sagen, diese oft scheu gemacht hat, so dass sie sich fürchteten. [...]

In der obersten Schulklasse in Hamburg hatte der Lehrer als Aufsatzthema „Erkenne Dich selbst"gestellt; unter Ehrenbergs Aufsatz schrieb er:

„Die Ideen eines schusseligen Kopfes, die jedoch wirklich durchdacht worden sind!" (S. 20)

Ich habe an dem Leben meiner Zeit in ziemlich außergewöhnlichem Maße teilgenommen, sowohl in meinem inneren Bewußtsein als auch in gewissem Umfang an äußeren Dingen. Ich war nie interessiert gewesen an meiner eigenen persönlichen Karriere, und so war ich im Stande, mich völlig dem Leben ringsum zu verschreiben. Ich gehöre ganz und gar Menschen, Sachverhalten und Unternehmungen. Ich habe nie das Gefühl gehabt, ein Mensch zu sein, der nicht zur rechten Zeit geboren wurde, und insofern halte ich mich für besonders glücklich. (S. 21)

[...] Kampf um die christliche Mannestugend. Dieser Kampf ist denn auch Sinn und Ziel meiner Lebensgeschichte. (S. 23)

Hitler hat durch eine Art schwarzer Magie, als eine Art Hoher Priester, es irgendwie fertig gebracht, Euch [die Gestapoleute] *mit sich selbst zu infizieren, so dass wir ihn in Euch erleben. Das ist die außerordentliche Gewalt seiner Magie. Jemand „anderes"enthüllt sich in dieser Weise in diesem Blick, der aufgehört hat, rein menschlich zu sein und dämonisch, satanisch geworden ist. Verglichen damit ist der Hass eine harmlose menschliche Sache, denn wer immer Eure Bekanntschaft macht, beginnt tatsächlich an böse Geister zu glauben, obgleich die Menschen sie seit Jahrhunderten verlachen.* (S. 27)

Hitler ist der wiederauferstandene Magier des Mittelalters. Er ist im Bund mit dunklen, geheimisvollen Mächten. Er gehört ihnen, auch wenn er für eine gewisse Zeit imstande sein mag, seine Macht über sie auszuüben. In ihnen sind die eigentlichen Quellen des Dritten Reiches zu finden, und um ihren Einfluss zu verstehen, müssen wir ihren dämonischen Charakter erkennen und bloßlegen. [...] Denn erst wenn wir sie völlig ausgetrieben haben, wie verdorben sie auch im Kern sein mögen, werden wir sie vernichten können. (S. 30)

In der Autobiographie charakterisiert Ehrenberg Franz Rosenzweig wie folgt (S. 106):

Der wichtigste Freund meiner Jugend war Franz Rosenzweig (1886–1929), einer meiner Verwandten. Während der Jahre 1905–1911 bildeten wir eine Art Castor und Pollux-Paar, geistige Sucher und Finder. Wir hatten gegenseitig viel Einfluss aufeinander, wenn Franz auch in späteren Jahren

in den Schoß des Judaismus zurückkehrte, während ich, der ich mich schon befreiter fühlte als er, von der verborgenen Führung geleitet wurde, mein Herz dem zu öffnen, der da sagt: „Ich bin nicht gekommen, um die Gerechten, sondern um die Sünder zur Reue zu rufen."und „Im Himmel gibt es mehr Freude über einen Sünder, der bereut, als über 99 gerechte Personen, die keiner Reue bedürfen."Rosenzweig stieg zu einem hohen Stand der Leistung auf, sowohl im Leben als auch in seinem Werk, und die Juden Europas kamen dazu, ihn als Führer und Heiligen zu betrachten. Ich jedoch blieb für einige Zeit ein Wanderer, ein Pilger, bis ich ein Kämpfer wurde, ein Soldat für die Verteidigung und für den Angriff, und die Prophezeiung, die Franz und andere Freunde über mich in jenen Jahren abgaben, trafen außergewöhnlich genau zu: daß viele Jahre vergehen würden, bevor ich meine Reise beendet und meine geistige Heimat gefunden hätte. – [...] Als Knabe kannte Rosenzweig seinen Goethe von Anfang bis Ende, ohne dass seine Lehrer auch nur die geringste Kenntnis davon hatten. [...] als er sich dem Ende seiner Schulzeit näherte, wagte jemand, ihn mit dem jungen Goethe zu vergleichen. Aber schon in recht jungem Alter gab er sein Interesse an den Künsten auf. Dann widmete er sich ernsthafter Forschungsarbeit und veröffentlichte ein richtungsbestimmendes Buch über „Hegel und der Staat."Aber nur im orthodoxen Judentum fühlte er sich wirklich zuhause, auch wenn er sich sein ganzes Leben lang einen Literaten nannte. Er war kein Zionist. Als er einmal gefragt wurde, ob mehr von einem Juden als einem Deutschen in ihm stecke, antwortete er, dass eine Hälfte von ihm jedem gehöre, aber er nicht wisse, in welcher Hälfte sich sein Herz befände. [...] In seinem Hauptwerk ‚Der Stern der Erlösung' offenbarte sich viel tiefes Verständnis für das Christentum. ...

Ehrenberg kehrte mit seiner Frau 1947 nach Deutschland zurück, arbeitete bis zu seiner Pensionierung in Bethel/Bielefeld als Pfarrer für Erwachsenenbildung und starb 1958 in Heidelberg.

Schon 1911 in einem Kurs „Philosophische Theologie"in Heidelberg formulierte Ehrenberg:

Es gibt keine Idee von Gott, denn die einzige gerechtfertigte Idee von Gott ist die Anrufung seines Namens.

In der Autobiographie lesen wir:

Selbst in jener sadistischen Hölle, dem Konzentrationslager, wo der Friede weiter weg zu sein schien als das Ende der Welt, bewahrte sich das Herz seine Fähigkeit zu lieben, jene zu lieben, die mit uns das Zeichen des Schmerzes trugen und auch unter dem Deckmantel des göttlichen Zorns den Feind selbst. – Seit ich diese neue Entdeckung der Liebe in meinem Herzen machte, während ich die gnadenlose Straße des Konzentrationslagers durchging, seit ich durch Leiden erfuhr, dass die Henker des Lagers die verlorensten waren, die verdammtesten aller Menschen, Menschen, in deren Schuhen ich nicht einen einzigen Tag hätte stehen mögen, seit ich im Nazi-Mörder und im kriminellen Insassen des Lagers meinen Nachbarn wahrnahm – und viele haben diese Erfahrung gemacht, ohne sich der Sentimen-

talität oder vagem Gerede hinzugeben – seit der Zeit habe ich ein anderes Verständnis von Agape erlangt, von der Liebe, die niemals der Pflicht wegen tätig wird, sondern immer spontan, und die daher nicht einem Gesetz gehorcht, sondern Zeugnis gibt von Gnade. Diese Art von Liebe, die jenseits allen Zwangs besteht, hat in der Linie meiner inneren Vision 20 Jahre lang gestanden, aber ich kam dazu, sie höchstinnig kennenzulernen während meiner fünf Monate im Konzentrationslager. (S. 146)

In dem Konzentrationslager, in dem ich im Winter 1938/39 eingesperrt war, wurde ich von einem unglücklichen Fachmann der Philosophie gefragt: ‚Schreiben Sie die Tatsache, dass wir hier leiden müssen, Hegel zu? ‘ An einem solchen Ort war ich nicht in der Stimmung, mich in diese Frage zu vertiefen, aber schließlich, hatte er nicht recht? (S. 100)

Ich werde mich immer ein Schüler Dostojewskis nennen, denn er war es, der mich von jenem plötzlichen mystischen Ausbruch 1909 befreite und mich der Johannes-Interpretation Christi und später der des heiligen Paulus bekannt machte. Er beschreibt nicht Begegnungen mit Gott, eher begegnen wir Gott in seinen Erzählungen. Der Christus, der sich zum Essen hinsetzt mit Steuereintreibern, Mördern und Prostituierten, ist der Christus seiner Schriften. (S. 111)

Rhodes
1972

C Victor Zorza (1925–1996) Geburtsname: Israel Wermuth, Kosename: Salek und Ruta Wermuth-Burak (*1928)

I. Familie Wermuth in Kołomyja (Ostpolen), Frania und Paulina

Die Eltern Wermuth hatten in der Kleinstadt Kołomyja einen Delikatesse-Laden. Sie hatten drei Kinder: Pawel (1921–1942), Salek (Geburtsname: Israel Wermuth/bürgerlicher Name: Victor Zorza) und die jüngste Ruta. Die jüdische Familie hatte christliche Bedienstete: Frania, die den Haushalt besorgte, und Paulina für den Waschtag – die tatkräftige Mutter war durch das Geschäft voll ausgelastet.

Die guten Kindheitstage gingen am 17. September 1939 zu Ende. Die Rote Armee besetzte an diesem Tag Kołomyja, nachdem Hitlerdeutschland am 1. September Polen überfallen hatte. Stalin hatte sich mit den Deutschen am 23. August 1939 insgeheim auf eine Teilung Polens geeinigt.

Die Familie Wermuth verlor die Verfügung über ihr Geschäft. Die Schulausbildung brach ab. Der 14-jährige Salek versorgte seine drei Jahre jüngere, lesehungrige Schwester Ruta mit Lektüre. Er selbst hatte sich für die russische Revolution begeistert und trat gegen den entschiedenen Willen des Vaters den marxistischen Jungen Pionieren bei. Salek lief von zuhause fort. Monatelang war er verschollen, bis er per Postkarte ein Lebenszeichen nach Hause sandte, und der Vater ihn heimholte.

Für Salek und Ruta erwies sich ihre Liebe zu Büchern im späteren Leben als höchst bedeutsam: Salek kam dadurch für eine kurze, aber entscheidende Zeit in die Obhut des berühmten sowjetischen Schriftstellers Ilja Ehrenburg, Ruta ist Buchhändlerin geworden.

1941 griff Deutschland auch die Sowjetunion an. So löste in Kołomyja die deutsche Besatzung am 1. August 1941 die sowjetische ab. Die Deutschen begannen sogleich mit der Judenverfolgung, der „Endlösung“ , dem systematischen Völkermord. Auch die polnische Bevölkerung war gezieltem Terror ausgesetzt. Um Widerstand im Keim zu ersticken, versuchten die Besatzer Angst und Schrecken zu verbreiten durch willkürliche Verhaftungen und brutale Behandlung der Inhaftierten, die als ebenso willkürlich wieder Entlas-

sene davon berichteten konnten.

Die erste Stufe waren demütigende Verbote und Schikanen, die drakonisch durchgesetzt wurden und das tägliche Leben unerträglich machten. Dazu kamen Zwangsarbeit und Enteignungen. Die zweite Stufe war ab März 1942 die Umsiedlung aller Juden der Stadt in ein Ghetto. Sie geschah unter Androhung der Todesstrafe, die die Besatzer ggf. auf der Stelle vollzogen. Jede Person durfte nur das mitnehmen, was sie mit eigenen Händen tragen konnte. Im Ghetto gab es kaum Wasser oder Nahrung, keine Medikamente und keine Hygienemittel. Tausende starben. Die Machthaber trieben andere Menschen aus der Umgebung an ihre Stelle. Der 21-jährige Pawel musste tagsüber Zwangsarbeit außerhalb des Ghettos leisten. Eines Tages kehrte seine Gruppe von der Arbeit nicht mehr zurück. Die Gestapo hatte alle jungen Männer im Szeparowce Forst erschossen.

Im Ghetto schützten die Eltern Wermuth Rutka, so gut sie konnten, auch dadurch, dass sie ihr die Schreckensnachrichten von ihren geliebten Brüdern vorenthielten.

Im September 1942 schickte der Gestapo-Chef Leideritz von den 5000 Menschen des Ghettos 4700 nach Belzec in den Tod. Von Gestapo mit Schäferhunden und ukrainischen Milizionären eskortiert, mussten die Ghettobewohner zum Güterbahnhof marschieren und wurden dort in Waggons gepfercht, 200 Personen in einen Güterwagen, der kaum Platz für 80 bot. Die dreiköpfige Familie blieb zusammen, die Eltern schützten die immer wieder ohnmächtige Tochter davor, zerdrückt zu werden. Auf der nächtlichen Fahrt gelang es einigen, Bretter aus der Waggonwand herauszulösen und aus dem fahrenden Zug zu springen. Auch Rutas Eltern entschlossen sich zu diesem Wagnis. Um mehr Luft zu bekommen, hatte man sich der Kleider entledigt. Zuerst sprang der Vater. Die Mutter sah, wie Wachleute auf ihn schossen.

Ruta fand wieder zu sich mit einer Kopfverletzung im Morgengrauen im Wald liegend. Unbekleidet gelangte sie zu einer Kate mit Strohdach und rauchendem Schornstein. Die entsetzten Bauersleute zogen sie in den Vorraum ihrer Hütte, verschlossen die Tür, gaben ihr warme Milch sowie ein langes abgetragenes Hemdkleid aus Leinen. Sie konnten das Mädchen aber nicht beherbergen und schickten es mit Segenswünschen in die nahe Stadt, wo noch Juden seien, die ihr helfen würden. Der Weg führte an den Bahngleisen entlang. Dort waren Menschen, die die Gleise absuchten. Einer bemerkte sie, sah sie mit ihrer Kopfverletzung und dem zu langen Hemd und verstand sofort, dass sie aus dem Nachtzug geflohen war. Die Leute hatten Kleidung mitgebracht.

Jemand nahm sie an der Hand und führte sie nach Bukaczowce und dort in ein Haus, in dem andere Verletzte lagen – darunter ihre Mutter. Über Nacht ergraut, kaum wieder zu erkennen und in noch schlimmerem Zustand als die Tochter. Sie berichtete vom Tod des Vaters.

In der Kleinstadt Bukaczowce gab es noch kein Ghetto. Obwohl selbst in größter Angst und Nöten halfen Mitglieder der jüdischen Gemeinde den Überlebenden des Todeszuges nach Kräften. Auch sie sind wenig später ermordet worden. In diesem „Schtetl“ fanden Mutter und Tochter für kurze Zeit Zuflucht bei einer etwas besser gestellten jüdischen Familie. Die Mutter nahm eine neue Identität als polnische Dörflerin an und konnte sich als Hausgehilfin und Köchin in einem polnischen Gut verdingen, das ein volksdeutscher „Treuhänder“ übernommen hatte. Er war wie seinesgleichen mit großen Vollmachten ausgestattet, um die polnische Wirtschaft unter reichsdeutsche Kontrolle zu bringen. Dazu verkehrte er mit hochrangigen deutschen Offizieren von Wehrmacht und Gestapo. Für sie benötigte er eine exzellente Küche. Dieser Aufgabe war die Mutter gewachsen. Aber sie konnte Ruta nicht mitnehmen.

So beschlossen sie, Ruta sollte versuchen, nach Kołomyja zurückzukehren und dort versteckte Wertgegenstände zu holen. Verkleidet als polnisches Bauernmädchen kam sie mit viel Glück von dieser äußerst abenteuerlichen Unternehmung zur Mutter zurück. In Kołomyja hatte Paulina, die ehemalige Waschfrau, die verkleidete Rutka auf der Straße erkannt und ihr unter eigener Lebensgefahr für vier Tage Unterschlupf gewährt.

Besonders eindrucksvoll ist, wie umsichtig und mutig Paulina und Frania ihrer ehemaligen Dienstherrin halfen. Frania, eigentlich Francisca Raguda, war in der Familie Wermuth eine Art Ersatzmutter für die Kinder gewesen. Sie selber hatte eine Tochter im Alter von Ruta, die aber bei einer Tante in Lemberg auswuchs. Frania hatte für sie für sie durch ihren Verdienst bei den Wermuths gesorgt. Die dauernde Trennung von ihrer Tochter war schmerzlich, um so mehr schloss sie Ruta in ihr Herz. Frania war auch in den beengten Verhältnissen während der russischen Besatzung bei der Familie Wermuth geblieben. Als diese ins Ghetto mussten, bewahrte sie sie vor dem Verhungern. Die kleine Rutka, die tagsüber das Ghetto für Hilfsarbeiten verlassen konnte, versorgte sie heimlich mit Essbarem und Ruta schmuggelte es ins Ghetto.

Frania war weiter im Wermuth’schen Anwesen geblieben. Die Deutschen hatten darin einen Offiziersklub, eingerich-

tet, und sie hatte sich um Zimmer und Küche zu kümmern. Warum aber Frania Ruta und ihre Mutter nicht in der Wohnung verstecken konnte, hat Ruta erst ein halbes Jahrhundert später erfahren.

II. Ruta Wermuth alias Kasia Raguda

Ruta hat ihren noch lebenden Bruder Salek nach 53 Jahren wiedergefunden – dank einer Reihe von Zufällen, auf die ich noch zurückkomme, und dank der Begegnung mit hilfsbereiten Menschen. Salek hatte den Namen Victor Zorza angenommen und war in England ein berühmter Journalist, Schriftsteller und der Gründer der Hospizbewegung in Russland geworden. Don Noy, Professor an der Hebräischen Universität in Jerusalem, war ein Schulkamerad von Pawel Wermuth gewesen. Er, dessen Rufname Bezio war, ist 1938 unmittelbar nach dem Abitur nach Palästina ausgewandert. Er besuchte 1994 Victor in dessen Landhaus Dairy Cottage bei London, als auch Ruta dort zu Gast war.

Bezio brachte eine kleine alte schwarz-weiß Portraitfotografie von einem jungen Mann und einen Brief mit. Auf der Rückseite der Fotografie stand: „Für Jula zum Andenken – von Pawel." Den Brief hatte Jula geschrieben, die jetzt in Florida lebende verheiratete Frau und Mutter zweier erwachsener Kinder. Jula war damals in Kołomyja Pawels Verlobte gewesen! Der Brief lautet:

Liebe Freunde,
Bezio hat mir von dem Wunder erzählt, dass ihr Euch nach so vielen Jahren wieder gefunden habt. [...] Dank Eurer Familie und dank Pawel haben mein Bruder und ich die Shoa überlebt. Doch es war Frania, die uns verbarg, in Eurer Speisekammer. In dem großen Schrank, an den Ihr Euch gewiss noch erinnert. Zwanzig Monate lang blieben wir dort – eine Ewigkeit. Vom Herbst 1942, bis die Sowjets nach Kołomyja zurückkamen. Ich muss Euch doch nicht ausmalen, was das alles für uns bedeutete. Niemand kann das wirklich verstehen. Ihr wisst ja, dass die Deutschen allen im Ghetto noch lebenden Menschen befahlen, sich im Gerichtsgebäude registrieren zu lassen. Es war natürlich eine List, mit der sie ohne viel Aufwand alle zugleich am gleichen Ort beisammen hatten, und Tausende gingen in diese Falle. Darunter auch Du, Ruta, Deine Eltern und meine Angehörigen. Ich glaubte jedoch nicht an die „Registrierung", nahm meinen kleinen Bruder und suchte mit einigen anderen Leuten ein innerhalb des Ghettos vorbereitetes Versteck. Man nannte diese Schlupflöcher „Bunker". Sie waren aber meist sehr klein, primitiv, restlos überfüllt und ziemlich unsicher. Viele dieser Bunker wurden von deutschen Spürhunden enttarnt.

So entgingen wir zwar dem Abtransport, konnten aber nicht lange in unserem Versteck bleiben, weil die Deutschen das Ghetto in Brand steckten. [...] Pawel tötete man, wie ihr

sicher wisst, in Szeparowce. Er wurde mit einer Gruppe junger Leute, die außerhalb des Ghettos arbeitete, dorthin gebracht. Eines Tages gingen sie zur Arbeit und kamen nicht mehr zurück.

Doch bevor dies geschah, hatte Pawel zu mir gesagt: „Wenn Du jemals in Not bist, dann geh zu Frania." Als mein Bruder und ich aus dem Verstreck krochen, versuchten wir sofort, uns zu Frania durchzuschlagen. Das war nicht leicht, aber wir schafften es.

Inzwischen wusste sie schon, dass Ihr drei mit all den anderen in einem Todeszug nach Belzec abtransportiert worden ward. Frania haderte mit sich selbst. Sie konnte sich nicht verzeihen, Euch nicht geholfen zu haben. Und so wollte sie wenigsten uns helfen und nahm uns in Euer verwaistes Haus auf.

Später erfuhr ich von Frania, dass Dir, Rutka, und Deiner Mutter die Flucht aus dem Zug gelungen war und dass Du bei Paulina vorläufig in Sicherheit warst. Und sie war verzweifelt, da sie nicht wusste, was sie tun sollte. Da kam mir die Idee mit Deutschland. Ich hatte von ein paar jüdischen Mädchen gehört, denen die Sache geglückt war. Und ich hätte es auch selbst getan, wenn da nicht mein kleiner Bruder gewesen wäre. Er war der einzige Angehörige, den ich noch besaß, ich mußte ihn retten. Du fuhrst nach Deutschland, und wir warteten tagtäglich auf eine Nachricht. Als sie endlich kam, freuten wir uns unendlich und waren erleichtert, dass Eure Mama bei dem Treuhänder einen verhältnismäßig sicheren Ort gefunden hatte. Frania fühlte eine schwere Last von ihrem Herzen genommen. Es tat weh zu sehen, wie unglücklich sie all die Zeit war. Diese ungewöhnliche Frau war Euch so tief verbunden. Oft erzählte sie mir, wie gut Eure Mutter zu ihr gewesen war. Und sie hoffte, ihre Tochter Kasia aus Tranopol zu sich zu holen. Was ihr später auch gelang.

Für ihre Arbeit im Offiziersklub bekam sie etwas Geld und auch Sonderrationen an Lebensmittel, von denen sie einen Teil verkaufte. So brachte Frania uns durch, und ihr haben wir es zu verdanken, dass wir weiter leben durften.

Nach der Befreiung durch die Sowjets stiegen wir endlich aus dem Schrank, doch die Lage war noch immer gefährlich. Faschistische ukrainische Banden ermordeten Polen und auch etliche Juden, die während des deutschen Terrors als „U-Boote" gelebt hatten und jetzt aus ihren Verstecken auftauchten. Ich begegnete meinem jetzigen Ehemann, zwanzig Jahre älter als ich. Seine erste Frau und seine Kinder waren im Ghetto gestorben. Wir taten uns zusammen. Ich war jung und unerfahren, musste meinen Bruder beschützen, und Edek wurde mir eine verläßliche Stütze.

Sobald der Krieg zu Ende war, setzen wir uns mit der ersten Gruppe polnischer Vertriebener nach Breslau ab. Von dort schrieb ich Frania und bat sie, mit ihrer Tochter zu uns zu kommen. Wir wollten ihr gerne dabei helfen, ein neues Leben aufzubauen. Sie schrieb mir zurück, dass sie wie durch ein Wunder den Vater Kasias wieder getroffen habe und beide einander zu heiraten gedachten. Da er Ukrainer sei, würden sie zwar von Kołomyja wegziehen, aber nicht nach Polen übersiedeln. Sie ersuchte mich, ihr keineswegs mehr zu schreiben, da ihr künftiger Mann nicht wissen soll-

te, dass sie Juden versteckt hatte.

Soweit mein erster Brief. Ich hoffe, wir bleiben in Verbindung und ich erfahre noch mehr über Euch beide. Wir müssen uns unbedingt treffen in England, Polen oder Florida. Vielleicht in Kołomyja, denn auch dies ist jetzt möglich geworden, obwohl ich nicht sicher bin, es emotional durchzustehen. Euer geschwisterliches Glück erfüllt mich mit Jubel. Bald werde ich mich telefonisch bei Euch melden.
Alles Liebe,
Eure Jula.

Frania hatte Ruta zu einer neuen Identität verholfen, indem sie ihr den Namen ihrer Tochter Katrzyna (verkürzt Kasia) Raguda einschärfte, sie mit den Accessoires eines polnischen Dorfmädchens ausstattete (kleines Gebetbuch, Rosenkranz und Halskettchen mit Kreuz) und entsprechend einkleidete. Nicht ganz dazu passend gehörten zur Ausrüstung für Deutschland auch ihre soliden, großen Skistiefel aus echtem Leder. Im Januar 1939 hatte sie eine komplette, auf Zuwachs ausgelegte Skiausrüstung von den Eltern geschenkt bekommen. Die Stiefel gaben ihr Halt während all der Jahre in der Fremde, nicht nur körperlichen: Frania hatte drei in Wachstuch eingewickelte kleine Familienfotos unter den Brandsohlen versteckt und Ruta/Kasia hatte sich dafür entschieden, mit dem Risiko eines solchen Verstecks zu leben.

Die zweite Kasia gelangte ins deutsche Reich und überlebte dort Verfolgung und Krieg – erst als Fabrikarbeiterin, später – dank ihrer Deutschkenntnisse – als Hausangestellte und ganz am Ende des Krieges wieder als Arbeiterin bei BMW. Die Einzelheiten finden sich in ihrem Erinnerungsbuch „Im Mahlstrom der Zeiten“ [14]. Die polnische Ausgabe (1999) trägt den Titel „Spotkalam Ludzi“ („Mir sind Menschen begegnet!“). Sie hat dafür am 6. September 1999 in Plonsk, Polen im Rahmen der Jewish Remembrance Competition den David Ben Gurion Centenary Grand Prize, erhalten.[15] Zum Schluss der deutschen Ausgabe schreibt sie:

Alles was mir bleibt, ist meine Erinnerung und meine Dankbarkeit. Überhaupt habe ich vielen Menschen zu danken – vergessenen Sandkörnern im Mahlstrom der Ereignisse, deren Namen ich zum Teil nicht einmal kenne. Ich wollte und will Zeugin sein für jene Menschen, die mir geholfen haben. Auch deshalb habe ich dieses Buch geschrieben – für die vielen anständigen Menschen, die mir begegnet sind. Da

[14] Ruta Wermuth: *Im Mahlstrohm der Zeiten. Die ungewöhnliche Geschichte eines jüdischen Geschwisterpaares* (Berlin 2005). Die englische Übersetzung erschien 2010 unter dem Titel „Leap of Life.“

[15] Sie beschloss ihre Ansprache bei der Preisverleihung mit den Worten: *So we must tell the whole story, and must tell it loudly and clearly, even though it is painful and difficult to do so. We must give our testimony as to how good people can behave in terrible times. We must give our testimony of those who, despite the sea of hate which surrounded us, did not fail, often at risk even of their own lives, to offer us their helping hands in our struggle to survive. We few who did indeed survive thank you with our testimony.*

gab es Paulina und die alte ukrainische Bäuerin sowie ihren Mann in der armseligen Kate am Waldrand, da gab es Jekaterina und die deutsche Vorarbeiterin, die mich in der Schuhfabrik gegen den Vorwurf der Sabotage verteidigten. Dann natürlich Nadja. Da waren die beiden gütigen Leute im elsässischen Lebensmittelladen.

Und Frania! Vielleicht ist sie die eigentliche Heldin meiner Geschichte. Und Witek, der mich stets beschützte, der mein Mann und der liebevolle Vater unserer Kinder wurde. Zu danken habe ich auch dem unbekannten Archivar in Warschau, wie Dasia, Professor Dov Noy, Renata, Rose und vielen anderen Menschen, die uns in dunklen Zeiten neue Kraft gaben. Sie schenkten mir auch die unumstößliche Gewissheit, dass es zu allen Zeiten gute und gerechte Menschen auf dieser Welt gegeben hat und immer geben wird.

Ruta und Victor konnten sich, nachdem sie sich wiedergefunden hatten, nur noch insgesamt drei Monate persönlich austauschen. Victor war sehr schwer herzkrank, er starb im März 1996. Beider Leben war gezeichnet vom langen Verbergen ihrer jüdischen Abstammung. Ruta hatte sich gleich nach der Befreiung ihrem späteren Mann Witek anvertraut, aber ihre Vergangenheit allen anderen gegenüber verschwiegen – auch ihren Töchtern. Erst als diese eigene Familien gegründet hatten, eröffnete ihnen die Mutter ihre Herkunft.

Zurück zur jungen Ruta, die jetzt Kasia Raguda zu sein hatte. Mit einer Lügengeschichte eroberte sie sich Personalpapiere mit dem neuen Namen. Es war Ende 1942. Sie meldete sich im Arbeitsamt von Tlumacz in der Abteilung „Arbeit in Deutschland“. Sie überraschte die polnische Beamtin mit ihrer freiwilligen Meldung zum Arbeitsdienst. Sie gab sich als 16-jährige aus und begründete ihre Absicht damit, dass sie als Vollwaise bei einer überforderten Tante in Tarnopol gelebt habe, dort aber nicht mehr gelitten sei und sehr schlecht behandelt würde. Ein Kollege der Beamtin, der von Tarnopol kam, stellte Kasia auf die Probe. Frania hatte so oft von dort erzählt, dass sie zutreffende Auskünfte geben konnte. Sie bekam ein Personaldokument ausgestellt, das sie als Kasia Raguda auswies, das ihr aber nicht sofort ausgehändigt wurde. Die Beamtin schickte Kasia mit einem Amtsdiener zum Sammelplatz für die Transporte nach Deutschland. Dieser holte eine von der Beamtin ausgewählte Person von dort zurück. Erst jetzt bekam Kasia ihren Ausweis. Sie war also der Ersatz für jemanden, der so vor der Zwangsarbeit in Deutschland verschont blieb. Die Zahl musste stimmen.

Kasia gelangte zusammen mit einer Gruppe von Frauen aus Jaremce in den Westen. Vor dem Transport fand eine sinnlose und entwürdigende Desinfektion sowie eine ärzt-

liche Kontrolle statt. Der polnische Arzt bezweifelte Kasias Alter von 17 Jahren, das auf dem Papier stand. Er signalisierte ihr, er könne sie vielleicht von der Zwangsarbeit freistellen, wogegen sich Kasia zu seiner Verblüffung heftig wehrte, schließlich habe sie sich ja freiwillig gemeldet. Durchschaute der Arzt plötzlich das Spiel? Jedenfalls ließ er sie fahren. Wohl in der Annahme, ihr einen guten Dienst zu erweisen, trug er auf das kostbare Dokument den Zusatz „freiwillig“ ein, damit sie vielleicht etwas besser behandelt würde. Aus Kasias Sicht war dies ein Bärendienst. Wer meldete sich schon freiwillig zur Zwangsarbeit?

Die Frauen aus dem Dorf akzeptierten Kasia. Besonders nahm die mütterliche Jekaterina sie unter ihre Fittiche. Aber auch Kasia konnte sich nützlich machen, und zwar beim Lesen und Schreiben, und auch als Dolmetscherin. Die Gruppe gelangte ins Durchgangslager in Metz (Lothringen), wo die Verteilung der neuangekommenen Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen stattfand. Dort bekamen sie als Erkennungszeichen einen roten Apfel aus Buntpapier und kamen noch vor Weihnachten 1942 in das Dorf Rülzheim bei Speyer. Sie waren für die „Rovo A.G. Schuhfabrik Speyer“ bestimmt, fanden auf dem Fabrikgelände auch ihr Quartier, hatten einen 12 Stundentag, wiederum bei miserabler Verpflegung und durften das Fabrikgelände nicht verlassen.

Auch in Rülzheim gab es Fliegerangriffe. Kasia war dabei, mit einem schweren Bügeleisen Ledergamaschen zu glätten. Die Deutschen liefen in ihre Schutzräume, die Zwangsarbeiter in ihre Baracken und kehrten nicht mehr an ihre Arbeitsplätze zurück. Am nächsten Morgen stellte sich heraus, dass Kasia in der Aufregung das Bügeleisen nicht ausgeschaltet hatte und dieses ein Loch in den schweren Holztisch gebrannt hatte. Der Direktor lastete ihr dies als Sabotage an, aber die zuständige Vorarbeiterin stellte sich mutig vor sie. Da kein Feuer ausgebrochen war, begnügte er sich damit, sie ins Zwangsarbeiterlager in Speyer und nicht ins KZ zu überstellen.

Das Arbeitsamt in Speyer teilte sie einer großen Gruppe von Männern und Frauen verschiedener Nationalitäten zu, die man, ohne die Betroffenen zu informieren, in einem bereitgestellten Personenwagen per Eisenbahn ins Elsass spedierte.

Am Ziel rangierte man den Waggon auf ein Abstellgleis. Hier gab es dann am frühen Morgen eine Art Sklavenmarkt: Bauern kamen, um die für sie passenden Arbeitskräfte auszusuchen. Klein und abgemagert wie sie war, fand Kasia keinen Abnehmer, bis jemand kam, der nach Deutschkennt-

nissen fragte. Mit dem hageren Mann kam sie in eine vom Krieg unberührte Stadt. Er führte sie in ein Bildergeschäft. Es war ihr neues Zuhause – als Dienstmädchen bei einer deutschen, zugezogenen Herrschaft, eine fünfköpfige, hitlergläubige Familie mit Herrenmenschenallüren. Der Vater war ein Parteimitglied der ersten Stunde aus Bayern, SA-Mann und nun im Weingroßhandel tätig; die Mutter war Inhaberin einer Galerie; der älteste Sohn war 15 und grob, die 11-jährige Hilda und der 15 Monate alte Hans dagegen liebenswerte Geschöpfe. Kasia war nun Kathrin, ihre Herrin lies sich „Frau Frieda“ anreden.

Der Arbeitstag des Dienstmädchens begann morgens 4.30 Uhr und dauerte nicht selten bis Mitternacht, den Waschtag mit seiner Schwerarbeit hatte sie alleine zu meistern. Auch wurde Kathrin nicht satt, obwohl sie mit am Familientisch saß, und das Essen im Vergleich zur Schuhfabrik ausgezeichnet war – die ihr zugeteilten Portionen waren einfach zu klein.

Kathrin hatte jeden Morgen den Bürgersteig vor dem Haus zu fegen und die Auslagen auf Hochglanz zu bringen. Als sie einmal den Rahmen der Eingangstür etwas gründlicher abwischte, entdeckte sie eine ihr bekannte diagonale Kerbe. Die Erklärung war, dass es sich um die Spur der Halterung einer Mesusa handelte, einer am rechten Türpfosten befestigten Kapsel, in der sich ein Pergamentblatt mit 5 Mos. 6, 4–9 und 11, 13–21 befindet, und die beim Ein- und Austritt ehrfurchtsvoll berührt wird. Das Haus hatte also einer jüdischen Familie gehört ebenso wie die wert- und geschmackvolle Einrichtung (Bilder, Teppiche, Speiseservice u. ä.).

Eines Tages ertappten die Dienstgeber Kathrin dabei, wie sie sich heimlich ein Buch aus dem Bücherschrank ausgeliehen hatte, und der Hausherr schlug sie mit einem Ledergürtel grün und blau. Wenige Tage später bekam sie Post aus der Heimat. Der Brief war drei Monate unterwegs gewesen und hatte Kasia trotz des mehrfachen Wechsel ihrer Anschrift schließlich erreicht. Er enthielt in verschlüsselter, aber für die Empfängerin verständlicher Sprache die Nachricht vom Tod der Mutter. Der Brief lautete:

Teuerste Kasia!
Deine geliebte Tante Zosia hat Dir inzwischen gewiss schon von der Epidemie berichtet, die bei Pani Maria ausgebrochen ist. Leider hat sich Deine Tante bei der Betreuung ebenfalls angesteckt. Die Krankheit erwies sich als tödlich, und alle sind verschieden. Ich weiß, wie schmerzlich dies für Dich ist, aber ich musste es Dir mitteilen. Bitte schreib nicht mehr. Weder an meine Adresse noch an die von Pani Maria. Ich wünsche Dir Kraft, diesen Schicksalsschlag zu ertragen. Möge Herr Jesus Christus Dich beschützen.
Frania

Im Klartext: Pani Maria war die alte, noch dort untergebrachte Gutsherrin des Gutshofs, den der volksdeutsche Treuhänder unter sich hatte und auf dem die Mutter unter falschem Namen und mit gefälschten Papieren arbeitete und lebte. Pani Maria gehörte zum polnischen Widerstand. Sie schützte auch die Mutter, und umgekehrt gab die Mutter ihr Informationen und Warnungen über die Absichten der Deutschen, die sie bei ihrer Arbeit mitgehört hatte – die Deutschen hatten zunächst nichts von ihren Deutschkenntnissen geahnt, waren dieser Widerstandszelle aber schließlich auf die Spur gekommen mit fatalen Konsequenzen.

Die Alliierten waren im Juli 1943 in Sizilien gelandet, schon im Januar war Stalingrad gefallen. Im Juni 1944 landeten die Alliierten in der Normandie. Die „Herrenmenschenfamilie“ begann, zuerst heimlich, ihr wertvolles Raubgut heim ins Reich zu verschicken und sich schließlich mit ihrem restlichen Umzugsgut auf einem Lastwagen aus dem Staub zu machen. Das Dienstmädchen kam auf der Ladefläche mit. Die Fahrt ging, unterbrochen von Luftangriffen, durch die in Trümmern liegenden großen deutschen Städte Mannheim, Karlsruhe, Nürnberg, München bis in eine Villa in Dachau, die schon Flüchtlinge aus Berlin in Beschlag genommen hatten. Der Herrenmensch requirierte zur Verbesserung der Verpflegung eine Ziege, in der irrigen Annahme sein Dienstmädchen wisse, wie mit ihr umzugehen sei und könne sie melken. Doch es musste erst von einer Kundigen angelernt werden; dabei wurde versehentlich Milch verschüttet, der Herrenmensch kam wie in einer Stummfilm-Slapstick-Szene der Länge nach zu Fall und löste lautes Gelächter aus. Sich hoch rappelnd schrie er das Dienstmädchen an, bekam aber zur Antwort: „Lecken Sie mich am Arsch!“ Rasend vor Wut packte er die Freche – die Ziegenexpertin schrie so laut, dass alle Hausbewohner zusammenliefen und den Wüterich bändigten. Er hätte das Mädchen der Gestapo überantwortet, aber die Telefonleitung war zerstört. So endete der Dienst in der Herrenfamilie.

Mit dem, was sie anhatte und ihren Skistiefeln, eingeschlossen die darin versteckten Fotos, kam sie in ein Zwangsarbeiterlager zwischen Dachau und Allach, wo das BMW-Werk Flugzeugmotoren produzierte. Gearbeitet wurde in 12 Stundenschichten rund um die Uhr, sechs Tage in der Woche (samstags 6 Stunden, sonntags frei). Die Unterkünfte waren nach Nationalität und Geschlecht getrennt. Kathrin war wieder Kasia. Sie hatte Metallteile im Akkord zu stanzen und zur nächsten Station zu tragen, eine Schwerarbeit, bei der sie sich im Ganzen aber besser fühlte als bei

der „Herrschaft." Nicht nur Kost und Logis wurden vom knappen Lohn abgezogen, sondern auch noch ein Notopfer für den Wiederaufbau von Warschau!!!

III. Katarzyma (Kasia) Burak geborene Ruta Wermuth

In der Kantine begegneten sich Kasia und Witek Burak, ihrem späteren Mann. Sie erlebten zusammen ihre Befreiung, aber auch noch einen Fliegerangriff auf das BMW-Werk, dem sie schutzlos ausgeliefert waren. Witek ließ sich nicht irritieren, als Kasia ihm ihre jüdische Herkunft anvertraute. Ihn zog es nach Polen zurück, obwohl seine Heimatstadt Lemberg gar nicht mehr zu Polen gehörte. Auch Kołomyja gehörte in Folge der sogenannten Westverschiebung Polens jetzt zur Ukraine, damals ein Teil der Sowjetunion. Wieder per Güterzug kehrten sie im September 1945 zurück. Ein Amt für Umsiedlung schickte sie in einen kleinen Ort im Riesengebirge, der vom Krieg unberührt geblieben war. Sie landeten mit ihren Habseligkeiten in zwei alten Koffern in einer vollständig eingerichteten Zweizimmerwohnung, aus der offenbar kurz zuvor ihre deutschen Bewohner hatten ausziehen müssen. Hier heirateten und blieben sie. Witek fand mittels Suchanzeigen in Zeitungen seine Schwester und seinen Bruder wieder. Ruta suchte vergeblich nach Salek, zumal sie sich weder an sein Geburtsdatum noch an seinen richtigen Vornamen und auch nicht an den Mädchennamen ihrer Mutter erinnern konnte. Witek arbeitete im Umsiedlungsamt und half vielen bei der Gründung einer neuen Existenz. Danach wurde er Ingenieur in einer Leinenspinnerei. Hier wurden ihre Töchter geboren und hier starb Witek 1980 mit 61 Jahren an einem Herzanfall. Als die Töchter in die Schule kamen, besuchte die Mutter am Wochenende ein sog. Korrespondenz-Gymnasium in der 30 km entfernten Stadt Walbrzych (Waldenburg). Sie schaffte den Schulabschluss mit guten Noten und wurde erst Angestellte in einer kleinen Buchhandlung und dann richtige Buchhändlerin, für sie mit ihrem Lesehunger ein wahrer Traumjob. Als in den 50er Jahren in Polen ein zentrales Personenregister eingeführt wurde, meldete sie sich unter ihrem richtigen Geburtsnamen. Ihr einziger Zeuge war Witek – er konnte der Behörde nur das mitteilen, was ihm Ruta berichtet hatte. Für ihn blieb sie immer Kasia; doch auch sie selbst fühlte sich lange Zeit der kleinen jüdischen Minderheit nicht mehr zugehörig.

1975 besuchten die beiden ihre alte Heimat, Lemberg und Kołomyja. Witek fand seine früheren Lieblingsplät-

ze und das Grab seiner Eltern, Ruta das Elternhaus, das sich stark verändert hatte. Nur die Speisekammer mit dem schrägen Dachfenster, den Regalen und dem Schrank war noch dieselbe, und Ruta fühlte sich wieder in ihrer Kindheit. Der Name Frania sagte den jetzigen Bewohnern nichts. Als sie sich verabschiedeten, musterte die alte Bewohnerin Ruta nochmals genau und sagte plötzlich in gebrochenem Polnisch-Ukrainisch: „Wohnen hier einmal welche, was gewesen sind, Geschäftsleute. Und haben gehabt Tochter, kleines. Denk ich, Sie sind das Tochter …"– „Ja, ich bin es!" Und Ruta fiel der Greisin um den Hals.

1982 ging Ruta in Pension. Im Februar 1992 bekam sie eine Kur in Krynia verschrieben, ausgerechnet in Krynia, wo sie 1939 mit Mama und Salek ihre letzten unbeschwerten Ferien verbracht hatte. Ruta kamen viele, meist schmerzliche Erinnerungen.

Eines Tages begegnete Ruta bei einem ihrer langen einsamen Waldspaziergänge einer Gruppe von Touristinnen, überwiegend Frauen ihres Alters. Sie kamen ins Gespräch. Es waren polnische Jüdinnen aus Israel, die ihre ehemalige Heimatstadt Krakau besucht hatten. Sie freundeten sich sofort an und Ruta kehrte mit ihnen nach Krakau zurück. So kam sie in Kontakt mit dem Kulturverband polnischer Juden in Wroclaw (Breslau). Sie abonnierte die Zeitschrift „Slowo Zydowskie" (Das jüdische Wort) und fand darin eine Einladung der Lauder-Stiftung zu einem Sommer-Camp in Rywald im Tatra-Gebirge.

In ihren Erinnerungen schildert Ruta mit ergreifenden Worten, wie sie in Rywald zurückfand zur Herkunft aus ihrem jüdischen Elternhaus.

Die Erinnerungen brachen mit Urgewalt über mich herein, als ich mit den anderen Frauen die Sabbatkerzen anzündete, ‚Sabbat Shalom' wünschte und an der festlich geschmückten Tafel Platz nahm. […] Ich war erstaunt und fasziniert. War das möglich? Man konnte sich frei und ungeniert als Jude fühlen. Frei von den Komplexen, welche die kleine Schar der überlebenden polnischen Juden immer gequält hatten. Frei von jenem zermalmenden Druck, sich zwischen einer polnischen und einer jüdischen Identität entscheiden zu müssen. […] Ich verließ Rychwald als neuer Mensch. Bis zum heutigen Tag danke ich jenen, die diese wunderschöne Enklave geschaffen haben.

IV. Salek und Ruta finden sich nach 53 Jahren wieder

In Rychwald entstand auch eine Videoaufnahme für das Holocaustmuseum in Washington. Ruta bezeichnete sich dabei als einzige Überlebende aus Kołomyja, was hinter der Kamera ein Lachen auslöste: „Nein, meine Liebe! Ich kenne

persönlich einige Überlebende aus Kołomyja, sie leben in Israel und in den USA.“ rief Dasia, eine jüdische Dolmetscherin aus New York, und brachte sie in Verbindung mit Dov Noy, dem Professor aus Jerusalem, Bezio genannt, dem wir oben schon begegnet sind. Ruta und Dasia befreundeten sich. Dasia hatte wie durch ein Wunder ein NS-Kinderlager irgendwo im „Reichsgau Sudetenland“ überlebt, war in Israel aufgewachsen und mit ihrem Mann nach New York gegangen. Drei Wochen später erhielt Ruta folgenden Brief aus Israel:

Liebe Rutka! Wenn die Welt vor 50 Jahren nicht verrückt geworden wäre, würden wir jetzt vielleicht befreundet sein. Ich kannte Deine Eltern und mein Bruder war in derselben Gymnasialklasse wie Dein Bruder Pawel. Daher bin ich sicher, dass Du meine so persönliche Anrede nachsehen wirst.

Es war Bezio. In einem weiteren Brief bat er Ruta, nach einem polnischen Schriftsteller namens Victor Zorza zu forschen, der möglicherweise in Indien lebe. Ruta schaltete eine befreundete Historikerin, Zosia, ein, die herausfand, dass der Gesuchte wahrscheinlich einmal in London gelebt hat. Mit der Weitergabe dieser Auskunft hielt Ruta diese Angelegenheit für erledigt. Im April 1993 nahm sie in Warschau am Gedenken an den Ghetto-Aufstand vor 50 Jahren teil. Dabei erfuhr sie zufällig vom dortigen jüdischen Archiv. Sie suchte es spontan auf. Das Archiv hatte kurz zuvor Dokumente aus Moskau bekommen über vor dem Krieg in Polen lebende Juden. Der Archivar hörte sich geduldig Rutas verwirrende Geschichte mit den so bruchstückhaften Informationen über die Personalien ihrer Angehörigen an, kramte hier und stöberte dort. Nach langer Suche wurde er fündig: erst den Geburtsschein von Pawel, bald danach die Heiratsurkunde der Eltern! Und dann sogar noch Saleks Geburtsschein: der Kosename war nicht, wie Ruta gedacht hatte, von *Samuel* abgeleitet, sondern von *Israel*!

In Kołomyja fand, wie Bezio wusste, ein Gedenken zum 50. Jahrestages des Massakers von Szeparowzce statt. Dort traf Ruta zum ersten Mal Bezio. Dieser sprach von seiner Vermutung, Salek und Victor Zorza könnten dieselbe Person sein. Aber wahrscheinlich sei er nicht mehr am Leben. Bei einem Treffen von Überlebenden in Israel hatte ihm ein Teilnehmer von einem Artikel über Victor Zorza berichtet, in welchem am Ende als dessen Herkunft Ostpolen und als sein ursprünglicher Namen *Wermuth* angegeben worden sei. Ruta blieb zunächst skeptisch: Wie konnte der in die Sowjetunion geflüchtete Salek schon kurz nach dem Krieg im Westen ein berühmter Journalist und Kremlexperte werden?

Im November 1993 nahm Ruta an einer Israelreise für überlebende Holocaustkinder teil. Bezio gab ihr die Telefonnummer eines Mannes, der während des Krieges einer polnischen Luftwaffeneinheit in England angehört und dort Zorza kennengelernt hatte. Dieser habe ihm damals seine Herkunft aus Kołomyja und seinen richtigen Namen *Wermuth* anvertraut. Später habe er über Zorza in einer israelischen Zeitung gelesen, der als Journalist berühmt wurde, für die Times und die Washington Post geschrieben und in London, Washington und Indien gelebt habe. Auch stand dort etwas über den Tod seiner Tochter und die Hospizbewegung in Russland. Er dürfte aber inzwischen gestorben sein.

Im März 1994 traf Ruta bei einem Treffen von „Kinder des Holocaust" Rose, eine New Yorkerin. Sie fand im New Yorker Telefonbuch den Eintrag „Zorza, Richard und Joan", zog alle Bücher, die unter dem Namen ‚Zorza' erschienen waren, zurate und rief danach Richard Zorza an. Von ihm erfuhr sie: Victor war sein Vater! – und er war am Leben! Dass er eine noch lebende Tante habe, sei durchaus möglich! Richard unterhielt sich lange mit Rose, bevor er seinen Vater in London anrief, denn die Neuigkeit war mehr als aufregend und Victors Herzprobleme sehr gravierend. Schließlich rief er ihn an, ohne die Zeitverschiebung zu beachten. Victor brach in Tränen aus. Er rief dann seinerseits am 20. Juni 1994 Ruta in Polen an.

Ruta:

Das Telefon läutete. Ich hob ab. ‚Ein Anruf aus dem Ausland.' […] Geduldig wartete ich auf die Verbindung. Im Knistern und Knacken der Leitung versuchte die Stimme eines Mannes durchzukommen. Er sprach Polnisch mit einem Akzent, der mir sofort das Herz erwärmte. Es war die Sprachmelodie meiner Heimat, des östlichen Grenzlandes. ‚Ist dort Rut Burak? ' – plötzlich überlief es mich kalt und heiß. Die Stimme! So ähnlich meiner eigenen! ‚Ja, Ruta Burak, geborene Wermuth.' Bis heute kann ich mir nicht erklären, warum ich mich auf diese ungewöhnliche Weise meldete. Niemals zuvor hatte ich mich mit meinem alten, schon so lange nicht mehr benutzten, jüdischen Namen vorgestellt. – Der Mann am anderen Ende schien zu zögern. ‚Weißt Du, wer anruft? ' Natürlich wusste ich es nicht. Wie konnte ich? Aber ich wurde immer aufgeregter. In letzter Zeit hatte ich mit einem Israeli korrespondiert […] ‚Bist Du es, Bezio? Professor Don Noy aus Israel? ' – ‚Nein, ich rufe aus England an.' – Dann begriff ich plötzlich. Irgendwie wusste ich es, bevor ein Name fiel. Ich kannte niemand in England. Wer also konnte von mir erwarten, ihn an der Stimme zu erkennen? Mein Herz schlug bis zum Hals. ‚Salek …¡ schrie ich in den Hörer. ‚Salek, Bruderherz ‚Du lebst?!' – Sekunden verstrichen. War er es wirklich? Ich durchlebte im Zeitraffer alle nur denkbaren Gefühle: Jubel,

Glück, Trauer, aber auch Angst: War er es wirklich? – „Ja, ich bin es, meine kleine Schwester." Die Stimme am Telefon brach und kippte um in ein herzzerreißendes Schluchzen. Die Vermittlung schaltete sich besorgt ein: ‚Hallo, was ist los? Sind Sie noch da? '

53 Jahre nachdem das Schicksal sie auseinandergerissen hatte, hatten sie sich wieder! Der Jubel war groß und reiste um die halbe Welt. Sie telefonierten zwei Mal täglich. Wenig später machte sich Ruta auf den Weg nach London. Sie blieb einen Monat. Die Zeit war ausgefüllt mit dem Austausch von Kindheitserinnerungen und von Berichten über ihre so wechselvollen und ereignisreichen Lebenswege.

V. Victor Zorza, Geburtsname: Israel (Salek) Wermuth

Saleks Herkunft und Kindheit kennen wir schon. *Michael Wright* hat Victor Zorzas Leben und Werk in einer vielgepriesenen Biographie geschildert und dokumentiert.[16] In der Washington Post vom 15. Mai 1986 erschien der Artikel *Victor Zorza and His Himalayan Mission* von Elisabeth Bumiller, in welchem Victor Zorza seinen ursprünglichen Familiennamen Wermuth und seine Herkunft aus Kołomyja kund tut.

Wie aber war aus dem 16-jährigen Buben Salek, der 1941 vor dem Völkermord nach Osten geflüchtet war, kurz nach dem Krieg der englische Journalist Victor Zorza geworden? Salek war dem Holocaust entkommen, aber die Sowjets deportierten ab 1939 Polen, Ukrainer und Juden, insgeamt 2 Millionen Menschen, nach Sibirien (Gulag) – darunter auch ihn.

Unmittelbar bevor die Deutschen Kołomyja besetzten, hatte Salek ein ernsthaftes Gespräch mit seinem Vater. Er riet dem Vater wegen der absehbaren Judenverfolgung zur Flucht nach Osten mit der ganzen Familie. Dieser, der meinte, die Deutschen aus dem Ersten Weltkrieg zu kennen, konnte sich die Bösartigkeit des Dritten Reiches nicht vorstellen. Die Flucht nach Osten schien ihm ein Gang ins Ungewisse. Aber er gab Salek den väterlichen Segen zu dessen Fluchtplänen. Salek berichtet über die ersten Wochen dieser Flucht folgendes:[17]

Die Kriegsereignisse holten uns auf der Flucht ein. In einem kleinen Städtchen dicht an der ehemaligen polnisch-russischen Grenze waren weder Deutsche noch Russen. Doch wimmelte der Ort von bewaffneten ukrainischen Nationalisten, die alte Rechnungen mit den Juden und Kom-

[16] Michael Wright (2006). Victor Zorza: *A Life Amid Loss*. Lancaster: Observatory Publications, 284 pp. (ISBN 0-9544192-1-9).

[17] Ruta Wermuth: *Im Mahlstrom der Zeiten* (Berlin 2005) S. 158f.

munisten beglichen. Sie trieben uns mit vielen anderen zusammen und sperrten uns in der Feuerwache ein. Dann riefen sie uns einzeln zum Verhör, welches hauptsächlich aus brutalen Schlägen bestand. Das ist alles, woran ich mich erinnern kann. Noch Jahre danach träumte ich diesen Alptraum: Menschen heben Gruben aus, werden hineingestoßen. Dann lautes Gewehrfeuer und zuletzt tödliche Stille. Ich habe lange Zeit versucht herauszufinden, was wirklich passiert ist, habe alles über Massaker während des deutschen Vormarsches gelesen, über Massenmorde in Lemberg, Zloczow und anderen Städten, die auf unserem Fluchtweg lagen. Vergeblich. Und ich weiß bis heute nicht, was mit mir damals geschehen ist. Da gibt es ein riesiges Loch in meinem Kopf bis zu dem Zeitpunkt, an dem ich in Russland bin. Genauer gesagt in Sibirien.

Die Sowjets deportierten den jungen Polen nach Sibirien. Trotz seines Wissens über die Judenverfolgung floh er aus dem Lager – aus Heimweh, um womöglich seiner Familie beizustehen und um als Partisan gegen die Deutschen zu kämpfen. Er trampte entlang der Transibirischen Eisenbahn zurück nach Westen, indem er auf Güterwagen aufsprang. Einfache russische Familien halfen ihm zu überleben. Er erfuhr: Die russischen Menschen und das sowjetische Regime sind zweierlei. Schließlich gelangte er zur Front. Dort geriet er in ein deutsches Bombardement. Am Krankenbett seiner todkranken Tochter Jane schildert er diese Begebenheit:[18]

Wir mussten Panzersperren errichten, die den Ansturm der Deutschen aufhalten sollten. Normalerweise waren wir zu Fuß, aber nun verfrachtete man uns auf Wagen, weil man es eilig hatte. Wir fuhren gerade an einer Armee-Einheit vorbei, die offenbar als Nachschub an die Front gebracht wurde. Mit einem Mal ließen die Soldaten alles fallen und suchten schnell irgendwo Unterschlupf. [...] Wir sahen, wie die Kugeln die Straße hinter uns aufpeitschten. Der Fahrer blickte über die Schulter zurück, stellte den Motor ab und war im Nu runter vom Traktor und im Straßengraben verschwunden, bevor einer von uns begriffen hatte, was eigentlich geschah. Wir folgten so schnell wie möglich seinem Beispiel, doch mir kam ein anderer Gedanke. Im Straßengraben hatte ich ein Abflussrohr entdeckt, und ich hielt mich für dünn genug, dort Zuflucht zu suchen. Ich steckte den Kopf hinein, versuchte, weiter zu kriechen, aber meine Schultern waren doch zu breit. Mit aller Macht zwängte ich mich tiefer in das Rohr hinein, während ich jetzt den Bombenlärm schon viel näher hörte. Dann war mir, als würde der ganze Körper mit schweren Fausthieben traktiert. Steine und Erdklumpen klatschten auf mich herab, aber mein Kopf war geschützt. Das alles dauerte nur einen Augenblick. Ich hörte Schreien und Stöhnen. Die Flugzeuge waren fort. Vorsichtig zog ich meinen Kopf aus dem Rohr und blickte mich um. Von dem Traktorfahrer und einigen meiner Gefährten war nicht viel übrig geblieben. Ich war ganz krank vor Angst, vermutlich eine Art von verspäteter Panik.

[18] Victor und Rosemary Zorza: *Chronik eines Abschieds* (Berlin 1987) S. 198f.

Salek gab den Plan auf, in die Heimat zurückzukehren und schlug sich nach Kuibyschew an der Wolga durch – dem Ort, an den sich die sowjetische Regierung zurückgezogen hatte, als die Deutschen auf Moskau vorrückten. Hören wir ihn selbst mit seinem Bericht an Jane:[19]

Im Winter 1941/42, als ich nach Kuibyschew kam, war die Stadt voller Evakuierter, Flüchtlinge und Soldaten. Hunderte drängten sich jede Nacht auf dem Betonfußboten des Hauptbahnhofs zusammen, Menschen, die ein ähnliches Schicksal hatten wie ich. Hätte man herausbekommen, dass ich aus Sibirien geflohen war, wäre ich sicher geliefert gewesen. Es gelang mir, einen falschen Ausweis zu beschaffen. Ich lebte von Tag zu Tag, von der Hand in den Mund, so gut ich konnte. Ich beobachtete genau, was um mich herum vorging. Ich las die Zeitungen, die täglich draußen an den Wänden des Bahnhofs angeschlagen wurden, und manchmal konnte ich sogar eine Zeitschrift ergattern. So stieß ich eines Tages auf einen Artikel von Ehrenburg. Herkunftsort war Kuibyschew. Ich wusste also, dass er sich in der Stadt befand, und beschloss, ihn aufzusuchen. – Jahrelang war er mein Vorbild gewesen, seit ich zwölf oder dreizehn war. Seinerzeit hatte ich seinen Roman „Die ungewöhnlichen Abenteuer des Julio Jurenito“ gelesen. [...] Ehrenberg war für mich eine verwandte Seele. Jemand, der meine missliche Lage verstehen, mir helfen würde, mir vielleicht sogar einen besseren Schlafplatz verschaffen könnte als den kalten Fußboden des zugigen Hauptbahnhofs. Ich besorgte mir seine Adresse und ging zu ihm. – Einfach so? – Ja, einfach so. In Lumpen, schmutzig, ein Straßenjunge in einem viel zu großen Armeemantel, unten mit dem Messer gekürzt, damit er nicht über den Boden schleifte. Die Ränder waren ausgefranzt, weil mir keine Schere zur Verfügung stand. Als Schuhe hatte ich mir einen Autoreifen zugeschnitten, mit Schnur und Lumpen zusammengebunden und dann mit Filzstücken gepolstert. [...] Ich erklärte, ich sei ein Bewunderer seiner Bücher. Er kam an die Tür, fragte mich, woher ich käme, und ich sagte, ich sei ein Flüchtling aus dem von den Deutschen besetzten Gebiet und ganz auf mich allein gestellt. [...] Er bat mich herein. Ich erinnere mich heute noch daran, wie mir damals das Herz bis zum Hals klopfte. Zu jener Zeit war Ehrenburg auf der Höhe seines Ruhmes. Seine Bücher und Artikel wurden von jedermann gelesen. Er war der große Deutschenfeind, der Mann, dessen Schriften die Moral der Russen hochhielten, als sie ihre bittersten Niederlagen des Krieges erlitten. Und da war ich – von ihm in die eleganteste Wohnung gebeten, die ich je gesehen hatte. – Er fragte mich, welche seiner Bücher ich denn gelesen hätte, und ich platze heraus: „Julio Jurenito.“[...] Politisch hatte ich das denkbar falscheste gesagt, aber persönlich – nach einem Augenblick des Schweigens – war er so herzlich zu mir, als sei ich sein verloren geglaubter Sohn.

Ehrenburg besorgte Salek saubere Kleidung, ein Zimmer und sogar eine Lehrstelle bei der Eisenbahn. Sie trafen sich ein oder zwei Mal in der Woche. Auch verdrängte allmählich Vertrauen die anfängliche Vorsicht auf beiden Seiten.

[19] N. 6 S. 202ff.

Salek gestand dem Wohltäter seinen geheimen Wunsch, Schriftsteller zu werden, und zwar nicht irgendeiner, sondern ein einflussreicher! Ehrenburg machte ihm zunächst klar, wie schwer es für einen Polen sei, ein russischer Schriftsteller zu werden. Stalin hatte 1942 die in der Sowjetunion inhaftierten Exilpolen amnestiert – es sollten polnische Militäreinheiten gegen die Deutschen aufgestellt werden, darunter auch eine polnische Luftwaffeneinheit, also eine Elitetruppe, die von England aus gegen Deutschland operieren sollte. Ehrenburg riet Salek, seine jüdische Herkunft angesichts des polnischen Antisemitismus zu verbergen und sich zu dieser Verwendung zu melden. Salek folgte diesen Ratschlägen. Er lernte, so gut dies auf die Schnelle ging, Englisch und machte sich in der Segelfliegerei kundig, um bei der Bewerbung angeben zu können, bei den Pfandfindern Segelfliegen gelernt zu haben. Er gab sich als katholischer Christ aus und wählte sich einen neuen Namen: Victor Zorza -Victor der Siegreiche! und Zorza, die Morgenröte!

Seine Bewerbung war erfolgreich. Wenige Monate später war er mit seinen polnischen Kameraden in England –nach einer Reise über Indien und den Nahen Osten! Nach der militärischen Grundausbildung kam er auf eine polnische Schule in Glasgow, in der er seine Sprachkenntnisse derart verfeinerte, dass er zum Dolmetscher avancierte. Die Traumata und Entbehrungen auf der Flucht blieben nicht ohne Folgen; Zorza erlitt 1944 einen vollkommenen Gedächtnisverlust, der im Krankenhaus von St. Athan, Glamorgan behandelt werden musste. Danach kam er zur Aufklärungseinheit, dem Nr. 301 Polish Special Squadron, die ihre Basis in Brindisi (Süditalien) hatte und in Verbindung treten sollte mit Widerstandsgruppen hinter den Frontlinien in verschiedenen Ländern, auch in Polen.

Nach dem Krieg arbeitete Victor zuerst für das Polish Resettlement Corps[20], sodann bei der BBC als Monitor (Abhörer) von Radiosendungen aus Osteuropa. Außerdem schrieb er darüber im Guardian. 1953 machte ihn sein Bericht über Stalins Tod als Kremlspezialist bekannt.

In München war das Radio Freies Europa (Radio Liberty) eröffnet worden. Hier war Zorza mit seinen sprachlichen und analytischen Fähigkeiten genau der Richtige. 1955 kehrte er ins Vereinigte Königreich zurück, obwohl ihn Radio

[20] Das Polish Resettlement Corps war eine 1946 von der britischen Regierung eingesetzte Organisation, die sich um ehemalige Soldaten der polnischen Streitkräfte kümmerte, die ihren Dienst zusammen mit den britischen Streitkräften ausgeübt hatten und nach dem Zweiten Weltkrieg nicht in das kommunistische Polen zurückkehren wollten. Sie sollte ihnen den Übergang ins Zivilleben in Großbritannien erleichtern und wurde 1949 wieder aufgelöst.

Freies Europa unbedingt halten wollte:[21]

Victor Zorza ist einer unserer wertvollsten Mitarbeiter und höchst schwierig zu ersetzen. Er besitzt exzellente Kenntnisse über die Sowjetunion, und zwar Erkenntnisse aus erster Hand. Er hat die außergewöhnliche Fähigkeit, sich in die Lage von sowjetischen Zuhörern zu versetzen, und er gehört zu denen, die am meisten zu unserem gegenwärtigen Ansatz der Rußland-Berichterstattung beigetragen haben. Er ist ein harter Arbeiter, ist mit Feuereifer bei der Sache, wenn es um eine gute Geschichte geht und ringt mit Leidenschaft darum, dass seine Fakten stimmen. Er war erfolgreich als Lehrmeister, Anreger und Antreiber und hat so einige unserer besten Schreiber fortentwickelt [...] so hat er schließlich seinen eigenen „Stall" von Kommentatoren entwickelt, die das Material aufbereiten und sendereif machen.

Der immer noch staatenlosse Zorza erlebte den Aufstand von 1956 in Ungarn als Berichterstatter vor Ort in Budapest. Zorzas Wirkungsgrad als westlicher Ostblockexperte nahm zu. Ab Ende 1956 schrieb er auch in der Washington Post. 1959 sagte er das Zerwürfnis zwischen China und der Sowjetunion voraus. Seine Berichterstattung über den Prager Frühling von 1968 bracht ihm den Titel „Jounalist des Jahres" ein. 1977 wurde er für den Pulitzer Prize in der Kategorie ‚Hervorragender Kommentar' vorgeschlagen. Ab 1973 lehrte er analytischen Journalismus an der Georgetown School of Advanced International Studies der Johns-Hopkins-Universität. In der Washington Post vom 02.04. 1969 findet sich folgende Zukunftsvision, die sich als zutreffend erweisen sollte:

Nach meinem Dafürhalten ist der Kommunismus eine kurze Episode, die einen Teil der Menschheit vom allgemeinen Verlauf der Geschichte abgelenkt hat. Seit Stalins Tod haben wir immer wieder innerhalb des kommunistischen Systems den machtvollen Stoß von sozialen und politischen Kräften erlebt, die versuchen, dieses (das kommunistische System) in die Weltgemeinschaft zurückzuführen. Jemand, der wie ich, Tag für Tag diesen Prozess aus nächster Nähe beobachtet hat, kann nicht unbeeindruckt bleiben von den weitreichenden Veränderungen der Struktur des Systems in den letzten 18 Jahren. Nach meinem Dafürhalten [...] sind die Änderungen, die schon stattgefunden haben, unumkehrbar, und wird die kommunistische Welt ungeachtet aller zeitweiligen Rückfälle in die eine Familie der Nationen innerhalb einer Generation zurückkehren – vielleicht sogar innerhalb viel kürzerer Zeit, vorausgesetzt der Westen verfolgt eine flexible und einfallsreiche Politik, die hilfreich ist.

Victor Zorza stand seit 1950 unter Beobachtung des US-Geheimdienstes CIA. Dieser war ihm nicht sonderlich wohlgesonnen, stellte er doch die Schwächen des CIA in der Öffentlichkeit heraus, ja machte ihn mitunter geradezu lächer-

[21] Memorandum 18.355 vom 18.03.1955 des Programmdirektors, gerichtet an den Vizepräsidenten von Radio Liberty.

lich. Umgekehrt hielt man Zorza im Osten für einen besonders geschickt getarnten, besonders gefährlichen CIA-Agenten. 1977 hat er dann Einsicht in die Akten der CIA beantragt, die über ihn geführt wurden.

VI. Jane Zorza (1952-1977) und Victors Zorzas dritte Mission

1975 musste die 23-jährige Tochter Jane wegen eines besonders gefährlichen Hautkarzinoms am Fuß operiert werden. 1977 kam die Krankheit wieder. Jane starb am 15. Juni 1977 in einem Hospiz, dem Sir Michael Sobell House, Oxford. Ihre Eltern schrieben gemeinsam den Artikel *Tod einer Tochter*, der Anfang 1978 in der Washington Post und im Guardian Weekly veröffentlicht wurde und sehr viele Menschen zutiefst berührte. Sie erweiterten den Artikel zum Buch: *A Way to Die: Living to the End* (1980), das ebenfalls ein großes Echo auslöste und in viele Sprachen übersetzt wurde.[22] Sie schildern einerseits die Not der Erkrankten und die Überforderung ihrer Nächsten, und andererseits den Segen der Hospizbewegung, also die Wirksamkeit professioneller Hilfe am Lebensende durch menschliche Zuwendung, sorgsame Pflege und Palliativmedizin.

[22] Victor und Rosemary Zorza: *Chronik eines Abschieds* (Berlin 1987).

Auf veröffentlichte Briefe zu ihrem Buch antworteten Victor und Rosemary Zorza in der Washington Post vom 18. Februar 1978:

Wie glücklich wäre Jane gewesen, diese Briefe zu sehen, und tausende mehr – ja wörtlich: tausende – , die wir erhalten haben. Sie hatte ein ganz klares Ziel, als sie uns bat, über ihr Sterben zu schreiben: sie wollte dieses Thema aus dem Verborgenen ans Licht bringen, das Tabu brechen, damit andere besser vorbereitet seien als sie es zunächt war. Ihr weiteres Ziel aber war, zur Gründung von Hospizen beizutragen, und auch dies ist im Gange. Einige von denen, die in diesem Land sich jahrelang mit der Förderung der Hospizbewegung abgemüht haben, sagen uns, dass diejenigen, die bisher sich weigerten zuzuhören, sich jetzt interessiert zeigen.

Im Guardian vom 16. Juli 2005 schreibt B. Barker über Dame Cicely Saunders, die Begründerin der Hospizbewegung und der Palliativmedizin:

[Cicely Saunders] wurde geradezu zur Volksheldin, als der Journalist Victor Zorza und seine Frau ‚A Way to Die: Living to the End (1980)' schrieben, ein bewegendes, überzeugendes Buch über den Tod ihrer Tochter in einem Hospiz.

Victor kam in Kontakt mit vielen prominenten Persönlichkeiten, darunter Senator Eduard Kennedy, dessen 12-jähriger Sohn zur selben Zeit wie Jane an Krebs erkrankt

war, ein Bein verlor, aber überlebte. Die öffentliche Diskussion gab der Hospizbewegung im Vereinigten Königreich, in Australien und Südafrika, vor allem aber in den USA einen gewaltigen Schub. Was Victor Zorza betraf, war dies nur das Vorspiel und die Einübung zu seiner *vierten Mission* – der Gründung von Hospizen in Russland. Sie füllte seine acht verbleibenden Lebensjahre aus.

Zurück zu Jane. Ihre Eltern schreiben:[23]

Anzeichen für ihre Willensstärke gab es schon früh. Das Baby, das oft und laut schrie, wuchs zu einem Kind heran, das eigene Autorität beanspruchte, das darauf bestand, die Dinge auf seine Art zu erledigen, und es vorzog, aus eigenen Fehlern zu lernen.

Als junger Mensch schrieb sie – wie ihr Vater – Gedichte von tragischer Intensität, die gar nicht zu ihrer sanften, braven Erscheinung passten; der Vater hatte als halbwüchsiger Weltverbesserer Gedichte verfasst, deren einziges Publikum seine kleine Schwester Rutka war. Als Teenager wandte sie sich der Politik zu und wurde – wieder wie ihr Vater in diesem Alter – zur überzeugten Rebellin. Es war die Zeit der studentischen Proteste gegen den Vietnamkrieg. Die liberalen Ansichten des Vaters waren ihr zu lasch.

Einmal hatte Jane dem Vater vorgehalten, sich in seiner journalistischen Arbeit zu sehr mit den Machthabern, also den Eliten und ihren Problemen, und viel zu wenig mit dem Wohl und Wehe der einfache Leuten, insbesondere mit den Lebensumständen in der Dritten Welt zu befassen. Der Stachel saß und führte zu Zorzas dritter Mission: Die Lage der Armen in der Dritten Welt den Menschen in der Ersten Welt vor Augen zu führen und so etwas zur Besserung zu tun.

Victor erkrankte nach dem Tod der Tochter schwer. 1979 musste er sich einer ersten schweren Herzoperation unterziehen. Die Ärzte gaben ihm nur noch wenige Jahre. Er zog sich aus der politischen Publizistik zurück, ging nach Indien, um das wirkliche Leben der Menschen auf der untersten sozialen Stufe kennen lernen und fand ein abgelegenes Dorf im Himalaya. Er nahm sich Zeit, nicht Wochen oder Monate, sondern Jahre. So gewann er das Vertrauen der Einheimischen, deren Leben er teilte – zwar nicht ganz, aber doch zu einem beträchtlichen Teil; für befristete Aufenthalte kehrte er jedes Jahr nach England zurück; auch unterhielt er freundschaftliche Beziehungen in die Stadt – sowohl zur Familie seiner Dolmetscherin als auch zu dortigen englischen Freunden. Seine Artikel erschienen im Guardian und in der Washington Post.

[23] N.18 S. 14

Janes Mutter Rosemary Zorza war bildende Künstlerin, ihr Medium war Ton. Ihre Erfahrungen fasste sie in ihrem Buch zusammen *Rosemary Zorza, Pottery: Creating with Clay*, New York 1974. Sie schreibt:

Wir nehmen so viel Ton, wie wir brauchen und geben, was wir können. Gespannte Menschen können sich durch das Medium Ton lebhaft ausdrücken, Redegewandte lernen etwas über Stille und Gestresste entspannen sich. Alles ist sehr heilsam und erfüllend.

Rosemary hielt die Familie zusammen; Richard Zorza über seine Mutter:

Sie arbeitete sehr, sehr hart, weil sie die Familie zusammen zu halten versuchte. Das Leben um Dad herum war sehr anstrengend.

Als Rosemary selbst schwer an Parkinson erkrankte, Victor seine dritte indische Mission aber nicht aufgab, trennte sie sich 1991 schließlich von ihm; sie hatte in Peter Varney, einer früheren Liebe, eine stärkere Stütze gefunden. 1993 begegnete Victor Eileen Lerche–Thomson. Sie wurde seine Begleiterin der letzten Jahre, die er – ungeachtet seines schweren Herzleidens der Hospizbewegung in Russland widmete.

VII. Victor Zorzas vierte Mission

1988 machte Zorza auf der Rückreise nach England einen Zwischenstopp in Moskau – zur eigenen Überraschung hatte er ein Visum für die Sowjetunion bekommen. Auf die Hospizbewegung im Westen angesprochen, wollte er sich auch hier ein eigenes Bild von den Gegebenheiten machen. Zorza beschreibt seine Recherchen so:

Um mich mit dem System vertraut zu machen, ging ich in die Hospitäler und dort in die Zimmer der unheilbar Kranken. Ich saß bei ihnen und half, wo ich konnte wie ein freiwilliger Helfer, um zu sehen, was vor sich ging. Oft sah ich, wie ein Patient, der sein Wasser im Nachttopf abgelassen hatte, den Wärter um Leerung bat, dieser ihn aber nur beachtete, wenn er ein Trinkgeld bekam. Diese Haltung durchzog das ganze System. Aber so etwas ist völlig unmöglich im Hospiz. Wo so etwas passiert, haben wir kein Hospiz.

Wie dringlich, aber auch wie komplex es war, in der im Umbruch befindlichen Sowjetunion eine Hospizbewegung in Gang zu bringen, war ihm von Anfang an klar. Die für das Gesundheitswesen zur Verfügung stehenden finanziellen Mittel waren knapp. Doch Zorza kam es gerade darauf an, Hospize für alle, für Arme und Reiche, gleichermaßen zugänglich zu machen. Dafür mussten sie ein Bestandteil des staatlichen Gesundheitswesens sein und sollten nicht

von ausländischem Geld abhängen.

Im Hospiz geht es um würdiges Sterben, d. h. um die Lebensqualität der Sterbenden, nicht um die Wiederherstellung ihrer Gesundheit und Arbeitskraft. Ein wesentliches Element ist die Palliativmedizin; dies erforderte – hier wie im Westen – ein Umdenken auf Seiten der Ärzte und ihrer Wissenschaft.

Um Korruption auszuschließen, entwickelte Zorza folgende Regeln:

- Aufnahme, Pflege und Behandlung im Hospiz sind für alle Patienten kostenlos; die Kosten trägt der staatliche Gesundheitsdienst;
- Jedes Hospiz hat einen festgelegten lokalen oder regionalen Einzugsbereich, d. h. es können nur Personen aufgenommen werden, die ihren Wohnsitz in diesem Bereich haben; dies wird dadurch gewährleistet, dass die aufzunehmende Person schon im Vorfeld vom Hospiz aus betreut wird;
- Materielle Zuwendungen jeder Art an das Hospizpersonal auf allen Ebenen sind tabu;
- Das Hospiz selbst akzeptiert nur anonyme Spenden, ausgenommen freiwillige posthume Zuwendungen.

Ein weiteres Feld, das Zorza sofort in Angriff nahm, war die professionelle Schulung von medizinischem und pflegerischem Personal. Es gelang ihm, erfahrene Schwestern und Ärzte aus England zu gewinnen, die die Kurse in Russland leiteten. Die Lernbegier der Kursteilnehmerinnen aus allen Teilen des großen Landes war einzigartig.

Zorzas unmittelbare Ansprechpartner waren die staatlichen Stellen. Für ein solches Vorhaben aber mindestens ebenso wichtig war die Öffentlichkeit. Dies war sein Terrain. Er wandte sich an den Chefredakteur Nikolai Yefimow der Iswestia, den er kannte. Dieser beauftragte die Reporterin Inessa Slavutinskaja, alles mögliche zu tun, um Zorza zu unterstützen. Sie war einverstanden, erklärte ihm aber gleich, die Zusammenarbeit werde schwierig werden – auch sie sei eine starke Persönlichkeit. Tatsächlich gerieten sie oft aneinander, arbeiteten aber eng zusammen: Inessa, die mit ihrem Mann und Sohn in einer Zweizimmer-Wohnung lebte, lud ihn sogar ein, bei ihr zu wohnen, nachdem Mann und Sohn damit einverstanden waren. Zorza bekam das Zimmer des Sohnes.

Inessa begleitete Zorza stets bei seinen zahlreichen Behördengängen als Dolmetscherin, besonders aber auch als Vermittlerin. Inessa:

Er [Zorza] war sehr willensstark und manchmal – ja, manchmal war das gar nicht gut. Ich versuchte, ihm die russische Mentalität zu erläutern, denn er verhielt sich gegenüber unseren Behörden sehr agressiv. Ich sagte ihm: „ O. K., ich setze mich neben Dich, und wenn ich das Gefühl habe, dass Du wütend wirst, trete ich Dir ans Bein. grqq Da war eine gute Idee, aber nach jeder Sitzung sagte er zu mir: „ O Inessa, meine Beine sind schwarz und blau!"Doch er musste höflich sein. Einmal, beim Gesundheitminister, sagte Victor: „Ich weiß, was Sie zu tun haben." Der Minister antwortete: „Ich lebe hier und ich bin hier der Minister. Ich weiß schon, was ich zu tun habe!" „Sie wissen nichts!"sagte Victor. Darauf der Minister: „Goodbye, Mr. Zorza!"

Zorza erhoffte sich von der Gründung des *ersten* Hospizes der Sowjetunion gerade in *Moskau*, dass damit ein Vorbild für das ganze Land geschaffen würde. Dies gelang ihm nicht. Im Brief vom 30. September 1991 an Martin Lewis lesen wir:

Manchen mißfiel die Idee des Hospizes. Andere versuchten, sich die Hände zu wärmen an dem Geld und den Gütern, die aus dem Westen kommen würden. Die drei Jahre schienen vertane Zeit. Ich kam mir vor wie einer, der mit dem Kopf gegen eine Steinmauer schlägt. Die ganze Chose fliegt mir um die Ohren.

Und im November 1994 erinnert er sich:

Wir starteten in den späten 80er Jahren in Moskau. Doch die Korruption war so stark und die Bürokratie so absolut – nicht nur korrupt, sondern auch unter sich im Streit -, dass wir wieder und wieder scheiterten. Über die Jahre waren wir vier Mal fast soweit, ein Hospiz in Moskau zu eröffnen, und vier Mal scheiterte dies an gezielten, böswilligen Einflussnahmen.

Inessa sah die Hauptursachen des Scheiterns etwas anders: Das Gesundheitsministerium wollte sich nicht von einem Journalisten aus England belehren lassen und für Patienten dieser Art war schlicht kein Geld vorhanden.

Zorza gab nicht auf. Vielmehr verstärkte er seine publizistischen Bemühungen. Wieder war Nikolai Yefimow, der Chefredakteur der Iswestija behilflich. Er stellte zwei besonders fähige Reporter für die Berichterstattung über die Hospizbewegung ab, Aleksandr Vasinsky und Aleksandr Krivopalov, und versprach, dass über die nationale Bewegung mindestens fünf Jahre lang mit Takt und Feingefühl in der Iswestija berichtet werde. Die russischen Reporter konnten sich in England vor Ort informieren. Ihre Artikel zeigten Wirkung. Sir Peter Ustinov und der hochangesehene Hisoriker und Stalingegner Dmitri Likhachev übernahmen Schlüsselpositionen in den von Zorza gegründeten bilateralen Organisationen.

Zorza selbst wandte sich nach St. Petersburg (damals

noch Leningrad), wo er ein günstigeres intellektuelles Klima vorfand und alsbald beim Oberbürgermeister Anatoly Sobchak und seiner Frau Ludmilla Narusova Unterstützung fand – Ludmilla übernahm den Vorsitz der Leningrader Hospizgesellschaft. Noch wichtiger war die von Zorza ausgehende Begegnung mit Andrei Gnezdilov, einem großen Psychiater und außergewöhnlichen Kommunikator, der sich spezialisiert hatte auf die Hilfe für Krebspatienten. Zorza:

Normalerweise begann ich in der Sowjetunion ein Gespräch über Hospize nur, wenn ich jemanden traf, der für eine solche Unternehmung geschaffen war. Es gelang mir, ihn zu finden: Dr. Andrei Gnezdilov, ein Mensch von unbestechlicher Ehrlichkeit, ein Psychiater. Fünfzehn Jahre lang hatte er mit seiner Methode, sterbenden Krebspatienten Erleichterung zu verschaffen, an jede Tür gepocht, ohne Antwort. Als ich ihn traf, war ich sicher: Es wird ein Hospiz geben.

Und Gnezdilov über seine erste Begegnung mit Zorza:

Ich traf Victor 1989. Ich arbeitete mit Sterbenden und hörte, ein Journalist suche mich. Es war Victor; er kam aus Moskau und wollte in St. Petersburg ein Hospiz gründen und mich treffen. Ich erinnere mich, seine Standards waren sehr hoch und er meinte es ehrlich. Er sprach aus, was er fühlte; wenn er mit etwas nicht einverstanden war, widersprach er sofort. Und er war sehr anspruchsvoll. Seine Zeit zählte nicht, und er ging davon aus, dass dies für die anderen auch so sei.

Tatsächlich öffnete das erste Hospiz der Sowjetunion am 27. September 1990 im St. Petersburger Vorort Lakhta, das Lakhta Hospiz. Andrei Gnezdilov leitete es. Moskau folgte 1994 bzw. 1997 unter Leitung von Vera Millionshchikova; dort war der erste Schritt ein ambulanter Pflegedienst, den Vera von einem Büro in einem staatlichen Gebäude aus organisierte; 1995 öffnete ein Tageshospiz und – nach Zorzas Tod – 1997 im Zentrum von Moskau ein vollständiges Hospiz, das in Gegenwart von Naina Yeltsin und Eileen Lerche-Thomsen, Victors letzter Lebensgefährtin, feierlich eingeweiht wurde.

Das Lakhta Hospiz in St. Petersburg war in einem sehr bescheidenen Gebäude untergekommen, genauer: in einer einstöckigen, ziemlich heruntergekommenen Baracke mit 60 Krankenbetten, die für das Hospiz auf 30 reduziert wurden. Vladimir Ashkenazy, mit dem Zorza befreundet war, spielte zur Eröffnung. Er erinnert sich:

Es gab ein sehr kleines Klavier und ich spielte einige Minuten lang. Es war ein sehr kleines Hospiz, ein elendes eigentlich. Ich war sehr beeindruckt, dass es überhaupt da war, denn es war sehr schwer zu handhaben, so schlicht und elend. Man kann es gar nicht beschreiben; es war so traurig,

die Menschen unter so bedrückenden Umständen sterben zu sehen. Aber das Personal war wunderbar; sie kümmerten sich mit größter Sorgfalt um sie. Es waren aufopferungsvolle Menschen. Dies beeindruckte mich ebenso stark wie die miserable Unterbringung.

Die Iswestija (Nr. 250 1990 A. Vasinsky) berichtete:

Lakhta is ein Leningrader Vorort mit vielen grünen Plätze, die im Herbst rot und golden leuchten. Neben der Hauptstraße befindet sich das Hospital Nr. 11, ein einstöckiges Gebäude – die Zellen und der Flur, in welchem Zorzas Freund, der Pianist Vladimir Ashkenazy auftrat, mit einem eigens hierfür angeschafften Piano. Unter dem Vorbau und auf Bänken saßen die Patienten, die noch gehen konnten, in Überziehern und in Morgenröcken. Ein Tag vor der Eröffnung war noch alles im Umzug begriffen und noch immer waren nicht wenige Patienten des früheren Krankenhauses anwesend. Um ehrlich zu sein: Mir war die Unvollkommenheit sympathisch in Anbetracht dieses Ereignisses – das erste Hospiz, und der Initiator ein Ausländer! Das Fernsehen war eingeladen! Was hätte nähergelegen, als die ‚unpassenden' Patienten, die ‚das Bild verdarben', beiseite zu schaffen. Aber das hätten weder Zorza noch der Leiter des Hospizes, Andrei Gnezdilov, zugelassen.

2003 hielt Andrei Gnezdilov einen Vortrag in Den Haag. Nachdem er Zorzas Leistungen dargelegt hatte, kam er auf Lakhta als der spirituellen Heimstatt der russischen Hospizbewegung zu sprechen: Dort hat Asche von Zorza die Ruhestatt gefunden. Der Platz ist für heilig erklärt.

Heute gibt es in Russland mehr als 70 Hospize, u.a. in Moskau, Sankt Petersburg, Taganrog, Tula, Jaroslawl, Archangelsk, Ulianowsk, Omsk, Kemerowo, Astrachan, Perm, Petrozawodsk, Smolensk. Das ist immer noch nicht genug. Die weltweite Erfahrung zeigt, dass ein Hospiz für eine Region mit 300–400 000 Einwohnern benötight wird. Meist sind diese Einrichtungen in Russland staatlich organisiert. Es gibt sehr wenige private Häuser. Private Spenden und Initiativen spielen jedoch eine wichtige Rolle für die Eröffnung neuer staatlicher Hospize[24]

[24] Quelle: Wikipedia

D Richard W. Sonnenfeldt (1923–2009)

I

Die Autobiographie von R. W. Sonnenfeldt „Mehr als ein Leben“ [25] endet mit einer Zusammenfassung in Frageform:

War mein Leben vorherbestimmt? Wie hat mich meine Geburt in einem Berliner Krankenhaus geformt, meine Jugend in einer deutschen Kleinstadt, meine jugendliche Freiheit im nationalsozialistischen Berlin, mein glückliches Leben in einem englischen Internat, meine lebensbedrohliche Ozeanüberquerung in einem britischen Gefängnisschiff, meine Abenteuer im australischen Busch, meine Erfahrung als Vorarbeiter im kolonialen Indien, meine zweite von U-Booten bedrohte Ozeanüberquerung, meine triumphale Ankunft in New York, mein Leben in Freiheit als Gewerkschaftselektriker in Baltimore, mein Militärdienst als Combat Scout und Chefdolmetscher bei den Nürnberger Prozessen, mein Sprint durch die Johns Hopkins University, mein Erfolg als Ingenieur und Erfinder, mein beruflicher Aufstieg bis in die höchste Führungsetage, mein Weg von einer behüteten Kindheit über Verfolgung in der Jugend, ein wundervolles, gefährliches Heranreifen zum Mann bis hin zu einem abenteuerlichen Leben als Erwachsener? Wie haben mich all diese Lebensstationen geformt? [...] Habe ich deshalb überall neue Freunde gefunden, sogar in Gardelegen? Und bin ich deshalb nach Deutschland zurückgekehrt, um mit den Deutschen über Hitler und sein Gefolge und über den Nationalsozialismus zu sprechen? (S. 277 f.)

Die Gardelegener lauschen verblüfft den Erzählungen aus meinem und dem Leben meines Bruders, der viele Jahre lang mit den Mächtigsten dieser Welt zusammenarbeitete. Sie bezeichnen uns als lebende Legenden, weil unsere Lebensgeschichten weit über ihren Horizont gehen. Für mich jedoch sind meine Besuche in Gardelegen und die Freunde, die ich dort gefunden habe, ein wichtiger Teil meines interessanten Lebens.

In der Einleitung heißt es am Schluss:

Ich hatte mehr als ein Leben in interessanten Zeiten gelebt, war aber nie eine Geisel des Schicksals gewesen. (S. 14)

II.

Im ersten Kapitel „Kindheit“ lesen wir:

Meine Mutter war eine geborene Liebenthal. Sie war das einzige Kind. [...] Als Jugendliche nahm sie heimlich Gesangsstunden, weil sie Wagnersängerin werden wollte, aber ihr Vater verbot ihr, Opernsängerin zu werden. [...] Haus-

[25] *Mehr als ein Leben. Vom jüdischen Flüchtlingsjungen zum Chefdolmetscher der Anklage bei den Nürnberger Prozessen.* Aus dem Amerikanischen von Theda Krohm-Linke,Bern 2003

frau wie ihre Mutter wollte meine Mutter nie werden, und so beschloss sie, Medizin zu studieren, um „es ihnen zu zeigen," wie sie uns später erklärte. [...] Ihr Leben bestand aus einer Ansammlung von guten Taten, Streitigkeiten und Ärger. [...] In echten Notfällen oder wenn sie wirklich wütend war, konnte meine Mutter unglaublich effizient sein. Ohne ihre Energie, ihren Mut und ihre Genialität wäre unsere Familie unweigerlich zugrunde gegangen. Gab es jedoch keine Krise zu bewältigen, so nutzte Mutter ihre Energie, um das Benehmen, die Erscheinung oder die Sprechweise anderer zu verbessern, ob das nun erwünscht war oder nicht. [...] die Persönlichkeit meiner Mutter [war] so übermäßig dominant, dass es mich große Anstrengungen kostete, mich davon zu befreien.

[...] Mein Vater, Walther Herbert Sonnenfeldt, wuchs in einer bürgerlichen jüdischen Familie in Berlin auf. [...] Er akzeptierte die preußischen Sitten, übte sie aber bescheiden, demütig und sanft ohne jede Arroganz aus. Dabei war er jedoch ein charakterstarker Mann, der schrecklich wütend werden konnte, wenn er nur ausreichend provoziert wurde. [...] Als 1914 der Erste Weltkrieg ausbrach, befand er sich im dritten Jahr seines Medizinstudiums und meldete sich [...] sofort freiwillig [...] er diente vier Jahre lang als so genannter „Armeearzt unter Aufsicht" und bekam für seinen Einsatz im Feld das Eiserne Kreuz. [...] [Er] versorgte Zehntausende von verwundeten oder kranken Soldaten und erwarb sich dabei die medizinische Erfahrung, die ihn später zu einem so hervorragenden Allgemeinarzt machten. Im Feld formte sich auch seine medizinische Philosophie: „Manche werden gesund, andere jedoch nicht, ganz gleich, was ich tue. Einigen kann man mit Medikamenten und Bettruhe helfen. Meine Aufgabe ist es, den Menschen Trost und Hoffnung zu geben und ihnen bei der Genesung zu helfen." ... (S. 37 ff.)

Eines Tages rief mich meine Mutter in den Behandlungsraum in der Praxis meines Vaters. Ich sehe sie noch genau vor mir, wie sie in ihrem weißen Kittel vor mir stand und mich ernst anblickte. Sie fragte mich, was ich dazu meinte, wenn wir unserer Verzweiflung mit einem gemeinsamen, schmerzlosen Selbstmord ein Ende setzen würden. Wir würden einfach alle zusammen einschlafen. Die Vorstellung gefiel mir jedoch nicht. Ich sagte Nein, und das Thema kam nie wieder zur Sprache.

Aber meine Mutter fand zu ihrer Tatkraft zurück. Immer schon erfinderisch und genial veranlagt, ließ sie all ihre Beziehungen spielen und schaffte es wie durch ein Wunder, dass Helmut und ich als Internatsschüler an die New Herrlingen School in England gehen konnten. Unser Schuljahr begann im Herbst 1938, während meine Eltern in Deutschland weiter auf unsere Visa warten wollten, die in einem Jahr ausgestellt werden würden. (S. 63f)

Schon wenige Wochen nach ihrem Beginn in der New Herrlingen School erreichte die Brüder eine Schreckensnachricht: *Im November 1938 sandte meine Mutter meinem Bruder und mir ein Telegramm, in dem sie verschlüsselt berichtete, dass unser Vater ins Konzentrationslager gekommen sei. [...] Ihr Telegramm traf nach der „Kristallnacht" ein. [...] Alle englischen Zeitungen und auch der Rund-*

funk berichteten darüber, und wir erfuhren furchtbare Dinge. Mein Bruder und ich hatten kaum die erste Meldung verdaut, als Mutter schon ein zweites Telegramm schickte. Vater war aus dem Konzentrationslager Buchenwald wieder entlassen worden. Das Geheimnis dieser unerwarteten Rückkehr wurde erst sieben Jahre später gelöst. Hermann Göring, der zweithöchste Nazi, hatte zunächst die Verhaftung der jüdischen Männer angeordnet und dann, in einer plötzlichen Anwandlung von Sentimentalität, für hoch dekorierte Kämpfer des Ersten Weltkrieges befohlen, diejenigen wieder freizulassen, die das Eiserne Kreuz für Tapferkeit im Feld erhalten hatten. Dazu gehörte auch mein Vater. (S. 72 ff.)

Das Kapitel „Kindheit“ endet so:

Meine Eltern hatten uns unbezahlbare Werte mitgegeben. Vater lehrte mich, dass Tapferkeit, Aufrichtigkeit, Integrität und Mitgefühl durch ein reines Gewissen belohnt werden und dass der Dienst an der Menschlichkeit eine Ehre war. Mutter vermittelte mir, dass ich alles erreichen konnte, wenn ich es nur wollte, und dass ich etwas „Besonderes“ war. Sie lehrte mich mutig, erfinderisch und stark zu sein. Beiden war Aufrichtigkeit und Unvoreingenommenheit wichtig, und sie lebten nach ihren Prinzipien. Obwohl es mir damals noch nicht bewusst war, brachte ich diese Werte mit in das neue Leben, das jetzt begann. (S. 65 f.)

Das neue Leben war die Schulzeit in England. Sie dauerte von Herbst 1938 bis Mai 1940 und war – abgesehen von der großen Sorge um die Eltern in Deutschland – für die beiden Buben eine glückliche Zeit. Wir lesen:

Im April 1939, noch bevor ein englisches Visum ausgestellt werden konnte, durften meine Eltern wie durch ein Wunder auf einmal nach Schweden einreisen. Freunde hatten dafür gesorgt, dass sie dort auf ihr amerikanisches Visum warten konnten. Wir waren natürlich erleichtert und glücklich, dass sie endlich in Sicherheit waren und eine weitere Hürde auf dem schwierigen Weg der Familienzusammenführung in Amerika – unserem letztendlichen Ziel – genommen war. (S. 81)

Die Sommerferien 1939 genoss Richard in Guernsey. Er schreibt danach:

Nur zwei Wochen bevor der Krieg in Europa begann, kehrte ich aus Guernsey zurück und erfuhr, dass man meinen Eltern endlich das englische Visum bewilligt hatte. In der Schule lag ein Brief von ihnen, in dem sie mich fragten, was sie tun sollten. Mich fragten? Ja, sie fragten mich. Damals erfuhr ich zum ersten Mal, wie scharf und emotionslos mein Verstand reagierte, wenn wichtige Entscheidungen anstehen. Es war nicht das letzte Mal, dass mich meine Eltern um Rat fragten.

Jahrzehnte später fand ich eine Kopie des Briefes, den ich ihnen nach Schweden schickte. Darin stand: „Verlasst kein neutrales Land, nur weil ihr hofft, es gibt keinen Krieg. Innerhalb weniger Wochen wird der Krieg ausbrechen, und wenn ihr nach England kommt, hängen wir hier alle fest.

Wenn ihr aber im neutralen Schweden bleibt, dann habt ihr die Chance, mit einem schwedischen Schiff in die Vereinigten Staaten zu fahren, sobald ihr euer Visum erhaltet, und später können Helmut und ich dann nachkommen. Bleibt also, wo ihr seid, bis ihr nach Amerika könnt."

Drei Tage, nachdem ich diesen Brief geschrieben habe, am 3. September 1939, befand sich England mit Deutschland im Krieg. . . . (S. 85 f.)

Im November 1939 erhielten meine Eltern ihr Visum für Amerika. [. . .] Wenn sie nach England gekommen wären, hätten wir hier alle jahrelang festgesessen, ohne dass sie ihren Beruf hätten ausüben können, weil ihre deutschen Abschlüsse in England nicht anerkannt wurden. Jetzt jedoch reisten Vater und Mutter auf einem neutralen schwedischen Passagierdampfer über den U-Boot-verseuchten Atlantik und legten im November 1939 in New York an. Sie mussten Prüfungen nachholen, damit sie in Amerika praktizieren durften, und sie hofften, dass unsere Familie bald wieder zusammen war. Aber daraus wurde eine ungewöhnliche Geschichte. . . . (S. 88)

III.

Das abrupte Ende seiner Schulzeit schildert Sonnenfeldt so:

Eines sonntags morgens, Anfang Mai 1940, wurde ich um 6 Uhr morgens geweckt. Mr. Horowitz, mein Geschichtslehrer, sagte mir, ich solle mich anziehen und das Notwendigste zusammenpacken, weil ich ins Lager gehen müsse. Ich erwiderte: „Ich habe nicht gebeten, ins Lager zu gehen." „Ich weiß, aber du musst ins Internierungslager." Im ganzen Küstengebiet wurden alle männlichen Personen über sechzehn Jahre mit einem deutschen Pass interniert. Angeblich war dies eine Schutzmaßnahme gegen Nazi-Sympathisanten und Kollaborateure, die den Deutschen bei der Landung behilflich sein konnten. – Ich griff mir ein paar Kleider [. . .] und stieg mit anderen Schülern und zwei Lehrern in einen Polizeibus. Dabei dachte ich, was es doch für eine Ironie war, dass meine Retter und Beschützer, die Briten, mich jetzt einsperrten, wo doch die Nazis meinen Vater vor kaum achtzehn Monaten in ein Konzentrationslager gesperrt hatten. – Ich hatte keine Zeit mehr, mich von meinem Bruder zu verabschieden, der noch fest schlief. Er war damals erst zwölf und noch zu klein, um interniert zu werden. (S. 91 f.)

Die Internierung des Sechszehnjährigen war in der Tat eine ungewöhnliche Geschichte. Sie dauerte ein Jahr lang und führte ihn nach Australien und Indien. Von Bombay reiste er am 21. März 1941 auf der *President Madison* – als Passagier Erster Klasse! – nach New York. Nach Australien war er von Liverpool aus auf dem Truppenschiff *H. M. S. Dunera* als Gefangener in einem Lagerraum unter der Wasserlinie zusammen mit 980 anderen Internierten verfrachtet worden. Hören wir ihn selbst:

Meine spärlichen Besitztümer – Lehrbücher, Briefpapier,

mein geliebter Füller, meine Toilettenartikel und die wenige zusätzliche Kleidung, sogar meine Stiefel – wurden mir abgenommen und weggeworfen. Ich besaß nur noch die Kleider an meinem Leib. Dann trieben uns Soldaten mit Bajonetten auf den Gewehren zu unserem Gefängnis, das weit unterhalb der Wasserlinie lag. All dies geschah so schnell, dass der Schock erst einsetzte, als ich auf den nackten Planken saß. Panik stieg in mir auf. Was passierte jetzt mit uns? Warum wurden wir so behandelt? Wie würden wir vom Schiff kommen, wenn die Dunera ebenfalls von Torpedos beschossen würde? Als ich Jahre später den Bericht über eine britische Parlamentsanfrage las, verstand ich, was geschehen war. Einige unserer Bewacher waren Frontsoldaten, die gerade erst aus Dünkirchen entkommen waren, und andere waren „Knastbrüder", denen man ihre Strafen erlassen hatten, wenn sie sich freiwillig meldeten. Unter den Gefangenen, die auf die Dunera getrieben wurden, waren auch hartgesottene Nazis, die in Norwegen und Dünkirchen gefangen genommen worden waren, und der Kommandant der Wachen förderte die sadistische Behandlung der Gefangenen. Später erteilte ihm das Parlament eine Rüge.

[…] Außer langen Bänken, Tischen und Hängematten zum Schlafen war absolut nichts da. Die Toiletten für die neunhundertachtzig Internierten in unserem Teil des Schiffes (insgesamt befanden sich über dreitausend Mann auf dem Schiff) bestanden aus 16 Löchern in Bänken, unter denen Meerwasser durch einen offenen Abfluss floss. Durch die Exkremente verstopft, liefen sie oft über, und dann schwappte das verschmutzte Wasser im Rhythmus der Schiffsbewegung über den Boden. Die Schlangen vor der Latrine waren endlos lang, und ständig passierte irgendetwas. (S. 98)

Und:

Alles schien sich gegen mich verschworen zu haben. Zuerst hatten mich die Nazis aus Deutschland gejagt, und jetzt hatten mich meine ursprünglichen Retter in einem schwimmenden Sarg eingesperrt, […] ich hatte, vor allem nachts, genug Zeit darüber nachzudenken, was alles passieren könnte. Ich befürchtete, wie eine Ratte zu ertrinken oder von den anderen Gefangenen zu Tode getrampelt zu werden, wenn das Schiff sinken würde. Paradoxerweise verwandelte sich jedoch innerhalb weniger Tage diese Angst vor einer ungewissen Zukunft in die Gewissheit, dass ich auf jeden Fall weiterleben würde und mich bedeutende Dinge erwarteten. […] Wenn ich in Lebensgefahr bin, empfinde ich auf einmal eine seltsame Distanz und werde eher Beobachter als Opfer. Da mir nie beigebracht wurde, mich so zu verhalten, fragte ich mich damals, ob diese fast „außerkörperliche" Erfahrung ein Selbstschutz war, mit der ich die gefährliche Realität leugnete oder vielleicht ein angeborener Charakterzug, der bei Lebensgefahr zum Tragen kam. … (S. 99 f.)

Ich dachte, Kanada könne eigentlich nicht mehr als zehn Tage weit entfernt sein. […] Dann jedoch fiel mir auf, dass irgendetwas nicht stimmte. Als ich die Schiffszeiten, die von Glocken angegeben wurden, mit Sonnenauf- und -untergang verglich, die ich vom Bullauge aus beobachte-

te, bemerkte ich, dass wir nach Süden und nicht nach Westen fuhren! - [...] Mit meinen rudimentären Kenntnissen in sphärischer Geometrie, der Basis der Navigation, die mir mein wundervoller Lehrer Beson Herbert in Bunce Court beigebracht hatte, kritzelte ich Formeln auf Toilettenpapier. Bald erläuterte ich meinen Mitgefangenen, dass wir nach Südafrika fuhren. Als es immer wärmer und das Meer immer ruhiger wurde, wurde ich wie ein Orakel bestaunt. Mit einer Armbanduhr, die ein Gefangener wie durch ein Wunder hatte behalten können, wies ich nach, dass wir bald den Äquator überqueren würden. Und tatsächlich liefen wir einen Tag später Freetown an der westafrikanischen Küste an. Es ging das Gerücht [...], dass wir Wasser, Treibstoff und Verpflegung für die Reise nach Australien um das Kap der Guten Hoffnung herum aufnehmen würden. (S. 100)

Mit meinem rudimentären Navigationssystem aus Papier und Bleistift sagte ich voraus, dass wir an Australiens Westküste vor Anker gehen würden. Dabei vertat ich mich nur um einem Tag und ungefähr zweihundert Meilen. Wir legten in Perth/Freemantle an. Dort kamen australische Offiziere an Bord der Dunera. Sie waren entsetzt über das was sie sahen und hörten. Ihre Berichte über die Zustände an Bord führten zu Untersuchungen im australischen und britischen Parlament, wo alles dokumentiert wurde, was ich hier erzählt habe. [...] In Melbourne gingen die Nazis von Bord. [...] Wir verließen die Dunera in Sydney, Johnny, eine der gefürchtetsten und sadistischsten Wachen [...] verabschiedete sich von uns an der Gangway. [...] Während ich an ihm vorüber ging, wünschte ich ihm, er möge auf dem Heimweg nach England ertrinken. [...] Als wir nach Wochen im dunklen Schiffsbauch endlich die Sonne wiedersahen, fühlte ich mich ganz schwach. (S. 104 f.)

Überspringen wir die Abenteuer unseres Helden im australischen Busch und wenden wir uns der Rückreise zu:

Ich war erst zehn Tage in Hay, als über Lautsprecher verkündet wurde, ich solle zum Lagerbüro kommen. Dort erklärte man mir, ich solle sofort meine Sachen packen. Ich würde mit dem Schiff nach England zurückgebracht und bei meiner Ankunft aus der Internierung befreit. „Warum nicht jetzt schon?" fragte ich. Aber darauf wusste niemand eine Antwort. „Befehle" , heiß es. –Ich war völlig verblüfft. Ich habe auch später nicht herausgefunden, warum die britische Regierung beschloss, mich und noch fünf weitere Personen freizulassen. Jetzt fuhr ich also nach England zurück, während die anderen Internierten die nächsten Jahre in Australien verbringen mussten. [...] Obwohl wir unter Bewachung standen, behandelten uns die australischen Wachen beinahe wie VIPs. – Zu meiner Empörung wurden wir in Melbourne ins Stadtgefängnis gesteckt, weil wir „sicher" untergebracht werden mussten. Als man uns in den Flügel mit den Schwerverbrechern brachte, beschwerte ich mich, und zur großen Verwunderung unserer Wärter wurden wir daraufhin zu den Prostituierten verlegt. Sie unterhielten uns blendend. Diese Damen von der Straße liebten männliche Gesellschaft und boten uns eine fantastische Strip-Show, die keine Wünsche offen ließ. Sie waren witzig, talentiert, ungezwungen und lüstern. Meine Kenntnis der weiblichen Ana-

tomie nahm ungeheuer zu. Die Damen offerierten uns das, was sie auf der Straße verkauften, kostenlos. Und wenn mir meine Eltern nicht solche Angst vor Syphilis eingebläut hätten, dann hätte dies ein Höhepunkt in meinem jugendlichen Leben sein können. Leider dauerte die Glückseligkeit nur zwei Tage. (S. 106 f.)

Unser Odysseus und seine fünf Gefährten fanden sich zur Rückreise nach England auf der *H. M. S. Dunera* wieder, auf der sich auch noch die alten Wachen einschließlich dem Sadisten Johnny befanden, allerdings unter anderem Kommando und nicht mehr als Gefangene – sie konnten sich auf dem Schiff frei bewegen.

Jeden Tag gab es Seenotrettungsübungen [. . .]. Aber dann schrillte eines Tages der Alarm, und es war keine Übung. Die Heckkanone der Dunera ging mit einem ohrenbetäubenden Knall los. [. . .] Ein paar Granaten flogen auf uns zu und explodierten in der Nähe des Schiffes im Wasser. Später hieß es, die Dunera habe für deutsche und italienische Raider – schnelle, umgewandelte Ozeandampfer – als Lockvogel gedient. Bald darauf tauchte ein britischer Kreuzer auf. Von wo der Angriff kam, habe ich nie herausgefunden. Jetzt wurden wir nach Bombay umgeleitet, wo wir am Hafen in die Obhut eines indischen Polizeiinspektors übergeben wurden. Kurz darauf erschien ein Willkommenskomitee der „Bombay Jewish Relief Association" , angeführt von einem korpulenten Juden aus Süddeutschland in Khaki-Shorts. . . .

Als ich am nächsten Tag auf die Straße trat, begegnete ich nach den ersten zehn Schritten Herrn und Frau Helms, Juden aus einem Ort in der Nähe von Gardelegen. Bevor ihnen meine Mutter dabei half, hatten sie vergeblich versucht, ein Kind zu bekommen. Ihre kleine Tochter, die sie jetzt in einem Kinderwagen über die Bycull Road schoben, war im Geburtszimmer in unserem Haus zur Welt gekommen. Ich hatte mich in ihrer Gegenwart immer unwohl gefühlt – sie hatten so etwas Falsches, Süßliches an sich - , aber als sie jetzt vor mir standen, rief ich aus, „Herr Helms, Frau Helms, was machen Sie hier?" Sie waren aus Nazideutschland nach Bombay geflohen und hatten ihr Vermögen retten können. Ich borgte mir so viel Geld von ihnen (später zahlte ich es zurück), dass ich ein Telegramm an meine Eltern in Amerika schicken konnte, die seit Juni, als ich England verlassen hatte, nichts mehr von mir gehört hatten. Jetzt war es September und ich war in Indien. (S. 107 f.)

Richard verdingte sich in Bombay, wo er in einer WG mit deutsch-jüdischen Junggesellen Unterkunft gefunden hatte, als Radiotechniker:

Sie reagierten ungläubig, als ich ihnen erklärte, ich wolle arbeiten gehen, aber einer von ihnen stellte mich einem Hindu vor, der einfache Radios herstellte, weil es keine Importgeräte mehr gab. - Ich absolvierte eine einmonatige Probezeit ohne Bezahlung, aber bald schon beaufsichtigte ich ein Dutzend Hindus, die einfache Radios mit zwei Röhren zusammenbauten. Ich wurde recht geschickt darin, die Rolle zu übernehmen, die das Schicksal mir zuwies: Ich trug jetzt die Bürde des weißen Mannes in Bombay, und wurde

recht ordentlich dafür bezahlt. …

Ich war siebzehn, stand nicht mehr unter elterlicher oder anderer Aufsicht, hatte erwachsene Freunde, einen Job, lebte in einer interessanten Stadt, weit weg von den Nazis und britischen Gefängniswärtern, und konnte tun und lassen, was ich wollte. … (S. 113)

Eines Tages ging ich zum amerikanischen Konsulat. […] Der Vizekonsul, Mr. Wallace La Rue, […] fragte mich, was ich wolle, und ich erwiderte: „Ich will nach Amerika." Daraufhin wollte er meine Ausweispapiere sehen. Ich hatte nur mein Identitätszertifikat, das der Polizeichef von Bombay ausgestellt hatte, aber Mr. La Rue brauchte meine Geburtsurkunde, damit meine deutsche Herkunft bestätigt wurde. Dann fragte er, warum ich nach Amerika wollte, und ich sagte ihm, dass meine Eltern in Baltimore lebten. – Er fragte: „Kennen Sie sonst noch jemanden in Baltimore?" Ich kannte nur einen Mr. Lansbury, der für meine Eltern gebürgt hatte. Mr. La Rue war verblüfft. „Sagten Sie Lansbury?" Ich blicke ihn verwirrt an. Ich wußte nicht, was er meinte, aber er erklärte mir, er kenne Mr. Lansbury und er würde sich mit mir in Verbindung setzen. – Nach einer Woche erfuhr ich, dass Mr. La Rue meinen ursprünglichen Visumsantrag, der 1937 in Berlin gestellt worden war, bestätigt bekommen und den Rest meiner Geschichte überprüft hatte. Er habe ein Visum für mich, sagte er. Allerdings hatte ich keinen Pass. „Kein Problem" meinte er. Er würde mir einen Ausweis ausstellen, aber ich müsse erst das Ticket für die Überfahrt nach Amerika haben, bevor er das Visum fertig machen könne. (S. 114)

Es gab zwei Routen, die eine über Ceylon und Indonesien an die Westküste der USA, die andere über Südafrika und Südamerika. Richard wäre ganz gern um die Welt gesegelt, aber er befürchtete, dass sich Japan bald im Krieg mit den USA befinden könnten und entschied sich für den westlichen Kurs. Dafür gab es aber nur die American President Line und nur Erster-Klasse-Passagen für 660 Dollar, für ihn damals eine ungeheurere Summe. Mit Hilfe seiner Eltern, seinem Lohn und einer Anleihe von 20 Dollar bei seinen Junggesellenfreunden brachte er die Summe zusammen. Es wurden fünf höchst unterhaltsame Wochen auf See.

New York rückte immer näher. […] Es kam mir unglaublich vor, dass noch nicht einmal ein Jahr vergangen war seit dem Morgen, an dem ich interniert worden war. […] Die Zukunft konnte mit meiner Vergangenheit doch sicher nicht mithalten. Andererseits aber musste meine Zukunft nicht zwangsläufig langweilig sein, nur weil meine Vergangenheit so außergewöhnlich gewesen war. […] Eins wußte ich mit absoluter Gewissheit: Ich würde nicht wieder als Schuljunge bei meinen Eltern leben. Meine Unabhängigkeit würde ich nicht aufgeben. Wenn ich nach Amerika kam, würde ich mein eigener Herr sein! (S. 117)

In der Tat, mit dem 4. Kapitel „Amerika" sind wir noch nicht einmal auf der Hälfte der Autobiographie angelangt. Es folgen noch fünf weitere Kapitel:

- 5. In der US Army
- 6. Nürnberg 1945-46
- 7. Johns Hopkins University
- 8. Leben in Amerika
- 9. Rückkehr nach Gardelegen“ und ein
- Epilog

Alle Kapitel enthalten außergewöhnliche Ereignisse wie z. B. seine Erfolge und Erfahrungen als Elektrohandwerker, als GI in den letzten Wochen des Krieges in Deutschland, bei der Befreiung des Konzentrationslager Dachau, seine Beteiligung an der Erfindung des Farbfernsehen in den USA und sein Aufstieg in die Spitzen des dortigen Industriemanagements, vor allem aber sein Wirken als Chefdolmetscher der Anklage im ersten Nürnberger Kriegsverbrecherprozess 1945/46 mit 22 Jahren.

Ich greife aus seinen Schilderungen einige wenige Szenen heraus: Zuerst als Elektriker in Baltimore, wo er mit Paul Ingaham, einem groß gewachsenen schwarzen Elektriker zusammenarbeitete:

Eines Abends verkabelten wir gerade eine Wäscherei, zusammen mit Smitty, einem anderen Elektrikermeister, der ebenfalls ein hervorragender Handwerker war. Während er an der Schalttafel arbeitete, sortierte ich ein Kabelbündel. Irgendwie kam ich an zwei Drähte, die unter Strom standen. Ich konnte sie nicht mehr loslassen und nicht sprechen, ich war völlig gelähmt. Dann schwamm mir alles vor den Augen und wurde dunkel. Mein Verstand jedoch arbeitete noch, und mein ganzes Leben zog an mir vorüber. Das letzte, an das ich mich erinnere, war großes Bedauern darüber, dass mein junges Leben jetzt so abrupt endete. Als ich wieder wach wurde, drückte Smitty auf meiner Brust herum, um mich wiederzubeleben. Er hatte gesehen, was passiert war, den Hauptschalter umgelegt und so mein Leben gerettet.

Diese Erfahrung hat Eindrücke bei mir hinterlassen, die ich nie vergessen habe. Zunächst einmal fiel mir auf, wie schmerzlos es war, so zu sterben. Fasziniert war ich auch, dass das Gehirn noch weiterarbeitete, als alles schon außer Funktion gesetzt war. Und danach war mein Verstand unbeschreiblich klar. Ich befand mich in einem Zustand gelassener Heiterkeit, fast schon Euphorie. Alles um mich herum war kristallklar. Als bleibende Erinnerung an diesen Zwischenfall trug ich Verbrennungen an vier Fingern, die bis auf die Knochen gingen, sich entzündeten und erst nach einigen Monaten verheilt waren, davon. Die Narben habe ich heute noch auf den Fingerspitzen. (S. 132)

Neben seinem Vollzeitjob als Elektriker konnte sich Sonnenfeldt, der keinen Schulabschluss besaß, mittels eines glänzend bestandenen Eignungstest am McCoy College der Johns Hopkins University einschreiben und dort die Abendschule besuchen – nicht allzu lange, denn im November

1943 wurde er Soldat und zugleich amerikanischer Bürger, der sich selbst einen neuen Namen geben durfte: er wählte *Richard W. (Wolfgang) Sonnenfeldt* an Stelle von *Heinz Wolfgang Richard Sonnenfeldt*.

Es war mein größter Traum gewesen, amerikanischer Bürger zu werden. Und plötzlich war dieser Traum ganz unfeierlich in Erfüllung gegangen. [...] Es machte mich überglücklich, ein vollwertiger, gleichberechtigter Bürger des größten Landes der Welt zu sein. (S. 140)

Ich übergehe seine Kriegserlebnisse. Von München aus fuhr er nach Dachau:

Ich dachte, ich sei vorbereitet auf das, was mich dort erwartete – doch die Wirklichkeit hätte mir kein Bild der Welt vermitteln können. Das Lager war noch von Stacheldraht umgeben, und auch die Wachtürme mit den Maschinengewehren beherrschten immer noch die grausige Szene. Die Tore waren jedoch weit offen. Die Insassen in ihren gestreiften Lageranzügen hatten das Lager noch nicht verlassen, und das schiere Entsetzen stand ihnen ins Gesicht geschrieben. Ein amerikanischer Armeearzt warnte uns vor körperlichem Kontakt mit ihnen, weil befürchtet wurde, dass sich Seuchen ausbreiten könnten. Manche dieser bemitleidenswerten Geschöpfe waren so schwach, dass sie vor unseren Augen starben.

Zahlreiche Holocaust-Gedenkstätten halten die Erinnerung an das Grauen der Konzentrationslager lebendig, deshalb möchte ich hier nur über meine zwanzig Minuten in Dachau berichten. Die Leichenstapel schockierten mich nicht so wie die Überlebenden. Am deutlichsten sind mir ihre Augen in Erinnerung geblieben – Augen, in denen eine unbeschreibliche Mischung aus Staunen, Leid und Hilflosigkeit stand. Wie sollten sie auch nach Jahren unvorstellbaren Leidens begreifen, dass das Leben und die Freiheit ihnen jetzt wieder gehörten? Wie sollten sie glauben, dass sie Tausende (und wie wir heute wissen, sogar Millionen) anderer überlebt hatten? Begriffen sie überhaupt, dass die Buchstaben „SS“ jetzt nicht mehr für böse Autorität standen, sondern für Verderbtheit, Unehrenhaftigkeit und Niederlage? Sie waren zu fassungslos und schwach, um vor Freude zu tanzen und zu schreien, und uns war es nicht erlaubt, sie zu umarmen und zu küssen. Sprachlos starrten wir einander an. Zwischen uns lagen Welten.

Und ich dachte an mein eigenes Leben. [...] Einen Moment lang fiel mir meine Zeit als britischer Gefangener auf der Dunera ein, und mir wurde klar, dass selbst meine schlimmsten Erlebnisse nicht mit dem zu vergleichen waren, was diese Menschen erlitten hatten. (S. 155 f.)

Im Mai 1945 war Sonnenfeldt mit seiner Einheit im Salzkammergut. Er nutzte einen Sonderurlaub von vier Tagen zu einer Reise nach Brüssel.

Zwanzig Stunden lang saß ich mit andern Soldaten auf einer Holzbank in einem Truck. In Brüssel angekommen, beschloss ich, nach einem jüdischen Mädchen, Eva Lemberg, zu suchen, die mit mir in Gardelegen aufgewachsen und nach Brüssel geflohen war. Aber meine Nachfragen im

Rathaus und beim zentralen Polizeiregister ergaben nichts. Dann sah ich in einer Seitenstraße das Schild einer Flüchtlingsorganisation und ging hinein. Wieder hatte ich keinen Erfolg, aber auf einmal trat eine Frau auf mich zu und fragte auf Deutsch: „Sagten Sie Eva Lemberg?" Ich erklärte, dass ich sie finden wolle. Sie bat mich um meinen Namen und versprach, mit ihr zu reden. Und so traf ich Eva wieder, die ich zuletzt 1938 als Dreizehnjährige in Gardelegen gesehen hatte. Ihre Eltern waren umgekommen. Ich lud sie zum Abendessen ein. Auf der Karte stand nur Aal, den wir zu einer Flasche Chablis verzehrten. Eva heiratete später einen belgischen Witwer, einen angesehenen Ingenieur und Professor, und sie lebt immer noch in Brüssel. Ich schrieb meinen Eltern, dass ich mich mit ihr getroffen hatte, und sie schickten ihr Lebensmittel und Dinge, die in Belgien in der Nachkriegszeit als Luxusgegenstände galten. (S. 159)

Sonnenfeldts Einheit wurde in die Staaten zurückbeordert, doch er musste, da er nicht genug Gefechtseinsätze aufzuweisen hatte, weiterhin – in Salzburg beim Second Corps – Dienst tun. Hier nahm sein Leben eine erstaunliche Wende: General „Wild Bill" Donovan, der als Chef des Office of Strategic Services mit den Vorbereitungen des Prozesses gegen die deutschen Kriegsverbrecher betraut war, brauchte einen Dolmetscher. So gelangte Sonnenfeldt im Juli 1945 von Salzburg über Paris, wo sich die Zentrale befand, in das in Trümmern liegende Nürnberg. Nach einem Jahr verlieh ihm der Kommandierende General der US Streitkräfte in Europa für seine Leistungen als Dolmetscher insbesondere bei der Vorbereitung der Anklage im Nürnberger Kriegsverbrecherprozess die hohe Auszeichnung „Army Commendation Medal" , die Justice Jackson dem 23jährigen im Juni 1946 überreichte. In der zugehörigen Urkunde heißt es:

Als Leiter der Übersetzungsabteilung nahm Sergeant Sonnenfeldt eine führende Rolle ein bei der Einrichtung und Beaufsichtigung der aus fünfzig Personen bestehenden Organisation, die als Dolmetscher bei den Vernehmungen der über fünfundsiebzig Hauptzeugen tätig waren und die Vernehmungen sowie die Erklärungen und Affidavits aufgenommen und protokolliert haben. Seine Abteilung stellte bei dieser Arbeit mehr als zehntausend Seiten von Aussagen zusammen. Sonnenfeldts Verhalten und Vorgehensweise bezüglich der Behandlung der Gefangenen während der Vernehmungen und seine Vorschläge waren so vernünftig und praktikabel, dass sie von den Ermittlern bis auf den Tag angewendet werden. – Sonnenfeldts Abteilung bestand aus Militärpersonal, das an Rang und Grad höher stand als er, und aus Zivilisten vieler verschiedener Nationalitäten. Er legte im Umgang mit ihnen eine so erstaunliche Diplomatie und so großes Taktgefühl an den Tag, dass sie alle voller Freude mit ihm zusammenarbeiteten. Durch seine Führungsstärke und Gewissenhaftigkeit hat Sergeant Sonnenfeldt einen wertvollen Beitrag zum Prozess gegen die Hauptangeklagten in Nürnberg, Deutschland, geleistet. (S. 197)

Ich arbeitete fast ausschließlich für den Chef der Vernehmungsbehörde, Colonel John Harlan Amen, oder für Jackson und General Donovan, wenn sie persönlich Zeugen verhörten. Dadurch nahm ich an den wichtigsten Untersuchungen vor dem Prozess teil. Zu Anfang war ich eigentlich nur eine Art Roboter, der die Fragen des Anklägers auf Deutsch wiederholte und die Antworten des Gefangenen ins Englische übersetzte. Dabei versuchte ich, ihre Intonation, ihre Haltung und Einstellung so genau wie möglich zu vermitteln, um jede Nuance der zweisprachigen Kommunikation zu erfassen. […] Vieles war wirklich langweilig, manches jedoch war auch aufregend, wie die Berichte über Hitlers geheimste Treffen, an denen die Angeklagten teilgenommen hatten. Sie leugneten zuerst, dabei gewesen zu sein, aber wir konnten es ihnen anhand von Dokumenten beweisen. Mit der Zeit merkten die Ankläger, wie viel ich von deutschen Sitten und Eigenarten verstand, und von da ab gaben sie mir häufig nur noch das grobe Thema vor und ließen mich die Fragen selbständig formulieren. (S. 175 f.)

Zu den Angeklagten, an deren Vernehmung Sonnenfeldt mitwirkte, gehörten Ribbentrop, Schacht, Göring, Keitel, Rudolf Heß, Rudolf Höß und Hitlers Sekretärin Johanna Wolff.

Göring hatte alle früheren Dolmetscher in gewissem Sinne eingeschüchtert, und ich fragte mich, wie er wohl auf mich reagieren würde. Begleitet von einer bewaffneten Wache, kam er in seiner hellgrauen Uniform, an der noch zu sehen war, wo früher die Ehrenzeichen gesessen hatten, den Gang entlang. Er hatte einen Drogenentzug hinter sich, und sein einst attraktives Gesicht war aufgedunsen und grau. Er atmete schwer. Aber seine Augen waren die eines Kommandanten, und trotz seines schleppenden Ganges verbreitete er eine Aura von Autorität. …

„Schwören Sie, Hermann Göring, dass Sie die Wahrheit sagen werden, die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit?“ fragte Amen – „Zuerst möchte ich wissen, ob ich vor einem Richter stehe,“ entgegnete Göring. Unwillkürlich nahm ich Stimme und Miene der Person, für die ich gerade dolmetschte, an, so dass ich abwechselnd einerseits Amen, der scharfe, ehemalige Anwalt von „Murder Incorporated“ , und andererseits Göring, ein in die Ecke getriebenes Tier, aber immer noch gefährlich, war. – Kurz darauf begann Göring, meine Übersetzung von Amens Fragen zu korrigieren. Ich bat um Erlaubnis, ihm sagen zu dürfen, wie er sich zu benehmen habe. Amen gestattete es mir. Also sagte ich: „Herr Gering (ich sprach den Namen absichtlich falsch aus, mit Betonung auf der zweiten Silbe), wenn der Colonel Englisch spricht und ich seine Fragen ins Deutsche übersetze, dann halten Sie den Mund, bis ich fertig bin. Sie unterbrechen mich nicht. Erst danach sagen Sie mir, ob Sie ein Problem mit meinem Deutsch oder meinem Englisch haben, und ich entscheide, ob es notwendig ist, Ihren Kommentar zu berücksichtigen. Sollten Sie es jedoch vorziehen, ohne Dolmetscher verhört zu werden, so sagen Sie es, dann höre ich nur zu.“ – Er blickte mich lange an und sagte dann: „Mein Name ist Göring, nicht Gering.“ […] „Wenn Sie mich nie wieder unterbrechen, werde

ich auch Ihren Namen nicht mehr falsch aussprechen, Herr Göring. Wenn ich zu Ende geredet habe, höre ich Ihnen zu." […] – Von diesem Augenblick an wollte Göring nur noch mich als Dolmetscher. Ja, ich hatte es geschafft. Göring war der Chef-Angeklagte, Amen war der Chef-Vernehmer und ich war der Chef-Dolmetscher. Alles in schönster deutscher Ordnung! (S. 169 f.)

Görings Halbbruder Albert verstand es, die Macht seines großen Bruders Hermann zu nutzen, um Unschuldige aus Konzentrationslagern herauszuholen oder ihre Deportation zu verhindern. Albert sagte bereitwillig als Zeuge aus und rang dabei unablässig die Hände, um seine Unschuld zu betonen und auf die besseren Impulse seines Bruders zu verweisen. Zuerst fiel es uns schwer, Albert zu glauben, und später vermuteten wir, er habe Nazi-Opfer aus Geldgier befreit. Der Kontrast zwischen den beiden Männern hätte nicht größer sein können: Hermann war klein, dick, autoritär und bombastisch.; Albert groß, dünn und unterwürfig. Es war schwer, Hermann Göring nachzuweisen, dass seine Behauptung, von den Nazi-Verbrechen nichts gewusst zu haben, gelogen war, aber bei Albert fanden sich ein Dutzend Zeugen, die aussagten, er habe zahlreiche Menschenleben gerettet. Vermutlich hat er sich nicht klar gemacht, dass er die Macht des großen Bruders nur bestätigte. Im Gegensatz zu allen anderen Angeklagten hatte Göring einen von Grund auf menschlichen Bruder. (S. 180)

Generaloberst Halder wurde nicht angeklagt, weil Hitler ihn unehrenhaft entlassen hatte, bevor die deutsche Wehrmacht in Russland begann, Kriegsverbrechen zu begehen. Halder, Generalstabschef des Heeres, war ein militärisches Genie. Er plante den Blitzkrieg, der die Wehrmacht bis kurz vor Moskau brachte. Er erzählte mir, er habe einmal mit Hitler und Göring im Führerhauptquartier in Ostpreußen zu Abend gegessen, und dort habe er gehört, wie Göring sich – vor Dutzenden von Leuten – brüstete: „Der Reichstag? Ihr wisst doch alle, dass ich ihn in Brand gesteckt habe!" Vermutlich war Göring an dem Abend angetrunken, allerdings immer noch nüchtern genug, um nach dieser Prahlerei rot anzulaufen. Am Tisch herrschte betroffenes Schweigen. Hitler hatte ja bekanntlich den Reichstagsbrand den Kommunisten zur Last gelegt und den Vorfall benutzt, um Hindenburg dazu zu bringen, das Ermächtigungsgesetz zu unterschreiben, das der Regierung die absolute Macht gab. Ich ließ Halder eine schriftliche Erklärung unterschreiben, die diese Unterhaltung in allen Einzelheiten beschrieb, und Justice Jackson zitierte sie im Gerichtssaal als Beweis. – Als ich Göring die Erklärung zeigte, meinte er, das sei nur einer seiner üblichen Witze gewesen. „Reichsmarschall," erwiderte ich, „was für Witze haben Sie denn Hitler sonst noch erzählt?" Das war der erste und einzige Moment, in dem Göring sprachlos war. (S. 187 f.)

Eines kalten Tages Ende 1945 fuhr ich in meinem Armeewagen […] nach München, um dort Hitlers Sekretärin, Johanna Wolff, abzuholen. Sie war eine unscheinbare Frau mittleren Alters in ausgebeulten Kleidern, ungeschminkt und mit jenem nachlässigen Aussehen, das bei Deutschen aus der Mittelschicht als bescheiden galt. Es war bereits dunkel, aber ich wollte trotzdem noch mit ihr nach

Nürnberg zurückfahren. Die Autobahn war eisig, und da ich mit hoher Geschwindigkeit fuhr, geriet ich auf einmal ins Schleudern. Der Wagen drehte sich mehrmals um sich selbst, blieb aber dann wie durch ein Wunder in der richtigen Richtung stehen. [...] Vor dem Unfall hatte Fräulein Wolff nicht viel gesagt, aber danach wurde sie gesprächiger, so als hätten wir jetzt etwas gemeinsam. Sie erzählte mir, sie sei vor dem Krieg viel mit Adolf Hitler gereist, dann allerdings nicht mehr, weil er die meiste Zeit in seinem Hauptquartier blieb. Sie hatte die Stelle deshalb bekommen, weil sie genau so schnell tippen konnte, wie Hitler redete. Er hatte eine Abneigung dagegen, seine Reden Stenographen zu diktieren, deren Zeichen er nicht lesen konnte, aber bei ihr sah er wie seine Worte quasi entstanden. Sie beschrieb mir, wie er sich in Rage redete, wenn er über Deutschlands Feinde und die Gegner seiner Partei sprach. Dann wurde seine Stimme immer lauter und rauher, die Haare fielen ihm in die Stirn und er reckte die Faust. „Können Sie sich das vorstellen" sagte sie „nur ich und der Führer!" Ich merkte ihr an, dass sie sich sogar jetzt sofort wieder für ihn an die Schreibmaschine gesetzt hätte. Wenn sie für ihn schrieb, durfte nie jemand dabei sein. Ihren ganzen Bericht über bezeichnete sie ihn als „mein Führer," und ihre Stimme und Körperhaltung strahlten Ehrerbietung aus. [...] Ob ich wohl auch in seinen Bann gezogen worden wäre? (S. 189 f.)

Mein bester Freund war Poul Kjalke, der Leiter der dänischen Delegation, der während des Krieges Chef der Untergrundorganisation der dänischen Polizei gewesen war. Statt mit den Deutschen zu kollaborieren, hatte er sein Leben aufs Spiel gesetzt. Dazu fällt mir ein, dass auch der dänische König einen gelben Stern trug und sich zum „Ehrenjuden" gemacht hatte. Die Deutschen waren außer sich vor Wut, weil sie vergessen hatten, es Nichtjuden zu verbieten, den Stern zu tragen.

Poul und ich blieben enge Freunde, bis er 1993 starb. Weil ich den Dänen geholfen hatte, wurde ich nach Kopenhagen eingeladen und durfte die königliche Familie, Pouls Familie und seine Gefährten aus dem Widerstand kennen lernen. Justice Jacksons Pilot flog uns in seiner C-47 nach Kopenhagen. [...] Während des Empfangs im königlichen Schloss unterhielt ich mich angeregt mit einem großen, distinguierten Mann mit weißer Krawatte und Frack, bis er schließlich sagte: „Sir, Sie müssen mich entschuldigen, ich muss jetzt am Tisch bedienen."

Ich wurde neben einen königlichen Prinzen gesetzt. Nachdem er meine Lebensgeschichte gehört hatte, sagte er: „Wenn man bedenkt, dass ich mein ganzes Leben hauptsächlich hier im Schloss verbracht habe!" Darauf fiel mir nur ein: „Das war in beiden Fällen wohl Schicksal." Dann wurde ein unglaubliches Festmahl aufgetragen. Die Dänen hatten offensichtlich einiges vor den Deutschen versteckt! Suppe, Salat, Fisch, Fleisch, Sorbet, jeder Gang noch besser als der vorige. Das Essen wurde mit Aquavit und Bier heruntergespült, wobei es zahlreiche Toasts auf die königliche Familie, Präsident Truman, General Eisenhower, Churchill und Justice Jackson gab. Schließlich brachte Poul Kjalke sogar noch einen Toast auf mich aus, weil ich so ein großartiger Freund Dänemarks war. Ich nahm an, dass damit das

Bankett zu Ende war, aber da irrte ich mich. Nach kurzer Pause wurden riesige Platten mit Erdbeeren, Sahne und Kuchen aufgetragen, und dazu wurde Kaffee und Cognac gereicht. Mir platzte fast der Magen, weil ich von jedem Gang gegessen hatte, als sei er der letzte. Die zwanglose Atmosphäre und die Freundlichkeit der dänischen Königsfamilie waren hinreißend. (S. 205)

Sonnenfeldt beendet dieses Kapitel so:

Ich werde die Nürnberger Prozesse nie vergessen. Sie haben uns die Verpflichtung hinterlassen, patriotische Perversionen oder Verbrechen, die unter dem Deckmantel nationaler Souveränität begangen werden, nie mehr zu dulden. Wir müssen uns dagegen wehren, dass diejenigen, die nicht einer Meinung mit uns sind, als Feinde hingestellt werden und dass diejenigen, die nicht zu unserem Volk gehören, verfolgt werden. Wir dürfen keinen „Gruppenhass" zulassen, und wir müssen aufhören, Diktatoren edle Motive zuzuschreiben.

Heute, mehr als fünfzig Jahre nach Nürnberg, hoffe ich trotz Kriegsverbrechen und Terrorismus immer noch auf eine gerechte Welt, auf ein universelles Rechtssystem, das Verbrechen, die im Namen von Regierungen begangen werden, genauso bestraft wie die Taten gewöhnlicher Krimineller, und das vielleicht solche Verbrechen überhaupt verhindern kann. (S. 207)

V.

Zurück in den USA schloss Sonnenfeldt sein Studium als Elektroingenieur an der Johns-Hopkins-Universität in Rekordzeit ab. Fünfzig Jahre später ernannte ihn diese Universität zum „Outstanding Alumnus" und verlieh ihm die Bronk Medal für hervorragende berufliche Leistungen. Seine berufliche Laufbahn begann 1949 bei der Radio Corporation of America (RCA). Ende 1949 heirateten Richard W. Sonnenfeldt und Shirley Claire Aronoff, eine ausgebildete Bakteriologin; Richard hatte sie an seinem 26. Geburtstag kennengelernt. Die glückliche Ehe endete nach dreißig Jahren mit dem Tod der an Krebs erkrankten Shirley. Sie hatten eine Tochter und zwei Söhne: Ann, Lawrence und Michael. 1950 erhielt Sonnenfeldt einen Preis für die Entwicklung des Farbfernsehens und 1956 den sehr selten an Ingenieure vergebenen Award of Merit der RCA. Sein Bruder Helmut (Hal) machte Karriere im State Department, wo er den Spitznamen „Kissinger of Kissinger" verpasst bekam. Richards berufliche Karriere fand ihren Höhepunkt in den 80er Jahren bei NAPP Systems (Druckplatten für die größten Zeitungen der Welt). *In meinem dritten Jahr als Vorstand bei NAPP hatte ich den Nettogewinn vervierfacht, und ich hatte eine großartige Mannschaft und Kunden, mit denen wir eng verbunden waren. Das Unternehmen war die führende Exportfirma in Süd-Kalifornien, und unsere Bank bezeichnete unsere Bilanz als die stärkste, die sie je bei einem Unternehmen gesehen hatte. Zwar hatte ich, um das zu erreichen, erst bei RCA in den Ruhestand treten müssen, aber ich hatte endlich das Gefühl – im Alter von siebzig Jahren -, die Resultate im*

Geschäftsleben erreicht zu haben, die ich mir fünfunddreißig Jahre früher zum Ziel gesetzt hatte. Ich war zufrieden, einen so krönenden Abschluss meiner beruflichen Laufbahn erreicht zu haben! (S. 250)

VI.

Am Vorabend seiner Rede in Nürnberg im Dokumentationszentrum ‚Reichsparteitagsgelände' 2002 fand – für Sonnenfeldt überraschend - eine Pressekonferenz statt, und zwar im Gerichtssaal der Nürnberger Prozesse, den er noch einmal sehen wollte. Er wurde mit Fragen bestürmt, wie er in der Einleitung schildert – darunter die Frage:

Ich drängte zur Tür durch, aber schon wieder stellte sich mir ein Reporter in den Weg. „Ist es wahr, dass Sie mit Ihrem eigenen Boot alle Ozeane besegelt haben?" , wollte er wissen. – „Ja, nicht alle, aber viele. Ich habe dann aber das Segeln aufgegeben. An meinem fünfundsiebzigsten Geburtstag war die Mannschaft so seekrank, dass sie mitten auf dem Atlantik noch nicht einmal mit mir anstoßen konnte. Jemand sagte mir, ich sei der älteste Mann, der dreimal in einem offenen Boot über den Atlantik gesegelt sei. Da habe ich beschlossen, das Schicksal jetzt nicht mehr herauszufordern." (S. 12)

Wir sind beim letzten Kapitel, nämlich der „Rückkehr nach Gardelegen," angelangt. Je öfter ich es lese, um so mehr ergreift mich seine Schilderung der stufenweisen Wiederannäherung an die Orte seiner Kindheit und deren deutsche Menschen mit ihrem von seinem so verschiedenen Schicksal und Horizont.

Ich lebte seit 1941 in Amerika, war seit 1943 amerikanischer Staatsbürger, hatte in der US Army gedient, war zweimal mit amerikanischen Frauen verheiratet, die ihrerseits amerikanische Eltern hatten, und konnte auf eine ganze Schar verheirateter Kinder blicken, drei eigene und drei, die meine zweite Frau mit in die Ehe brachte. Mir schien, als hätte ich meine Beziehung zu Deutschland durch meinen Dienst als amerikanischer Frontsoldat und meine Teilnahme an den Nürnberger Prozessen ein für alle Mal aufgearbeitet. Nicht einmal mit meinem Bruder - dem Amerikaner par excellence – sprach ich Deutsch. [. . .] Mein Leben spielte sich zu hundert Prozent in Amerika ab, und es wäre mir nie in den Sinn gekommen, noch einmal mit Deutschland in Kontakt zu treten. . . . (S. 255)

1977 sah er Gardelegen bei einem Flug nach Berlin aus 3000 Meter Höhe durch das Fernglas, das er sich vom Piloten geliehen hatte. Kurz nach dem Fall der Mauer machte er auf einer Fahrt mit einem Mietwagen von Berlin nach Hannover spontan einen Abstecher nach Gardelegen, ohne einem Bekannten zu begegnen. 1993 lud der Bürgermeister von Gardelegen ihn und seine Familie zu einem Besuch ein, was Sonnenfeldt höflich ablehnte. Der Bürgermeister hatte Sonnenfeldts Adresse von Gisela Bunge bekommen, der

Witwe des evangelischen Pfarrers, die Informationen über die jüdischen Familien von Gardelegen sammelte. Zerstörte Grabsteine mit hebräischen Schriftzeichen hatten ihr Interesse geweckt. Sie schrieb an Sonnenfeldt darüber und dass heute noch, nach sechzig Jahren ehemalige Patienten seiner Eltern diesen medizinische Wunder zusprachen.

Gisela hatte dafür gesorgt, dass die zerstörten Grabsteine restauriert und in einem eigens dafür angelegten Abschnitt des christlichen Friedhofs wieder aufgestellt wurden. Sie hatte sogar so viel Geld gesammelt, dass für die Juden, die im Holocaust vernichtet worden waren, eine Gedenkstätte errichtet werden konnte. Und nun lud sie mich ein, sie zu besuchen, weil sie doch an einer Geschichte der Juden von Gardelegen schrieb. – Ohne recht zu wissen, was mich erwartete, ging ich bei meiner nächsten Geschäftsreise auf ihre Einladung ein. (S. 257)

Sonnenfeldt befreundete sich mit Gisela Bunge ebenso wie mit ihrer Tochter Eva und dem Schwiegersohn Karl-Heinz.

Am nächsten Morgen ging Gisela mit mir zusammen zu unserem ehemaligen Haus, in dem jetzt mehrere Parteien wohnten. Die Stelle, an der das Praxisschild meines Vaters vor fünfzig Jahren gehangen hatte, war immer noch leicht verblasst, und auch am Türrahmen konnte man noch sehen, wo sich seine beleuchtete Nachtglocke befunden hatte. Eine Glocke mit einer Lampe war damals etwas Unerhörtes gewesen! [...] Wir besuchten auch den Friedhof, und ich verneigte mich vor dem Monument zum Gedenken an die jüdischen Männer und Frauen, die im Holocaust verschwunden waren. – Die Lebenserinnerungen meines Vaters, die er 1943 in Amerika geschrieben hatte, fielen mir ein. Am 10. November 1938 hatte ihn die örtliche Polizei, ehemalige Patienten von ihm, verhaftet – am Morgen nach der Kristallnacht. Als sie ihn nach Buchenwald ins Konzentrationslager schafften, flüsterten sie ihm ins Ohr, dass ihre Befehle ihnen keine andere Wahl ließen. [...] niemand kam auf die Idee, sich gegen diese Perversion staatlicher Macht zu wehren, weil Hitler den Antisemitismus zum Gesetz erklärt hatte. Die Kultur der deutschen Juden basierte darauf, dass sie vorbildliche Bürger waren, und Widerstand hätte Auflehnung gegen den Staat bedeutet, was für die meisten Juden unvorstellbar war. Mein Vater jedenfalls wurde, wie schon erwähnt, als Träger des Eisernen Kreuzes wieder entlassen, mit der Auflage, unter Zurücklassung seines gesamten Besitzes aus Deutschland zu verschwinden. [...] Das Schicksal der Juden von Gardelegen überwältigte mich. Schon die Särge der Vorfahren der Holocaust-Generation waren einfach so verschwunden, und ihre Söhne und Töchter waren in den Vernichtungslagern umgekommen. Nichts war von ihrem Leben geblieben außer diesem Mahnmal und den spärlichen Erinnerungen einiger alter Gardelegener. Anschließend gingen Gisela und ich zu der Gedenkstätte, wo der über tausend Zwangsarbeiter gedacht wurde, die von der SS nur wenige Stunden vor dem Eintreffen der US102nd Infantry Division lebendig verbrannt worden waren. Ich hatte als GI von dieser unerhört grausigen Tat gehört. Als der kom-

mandierende General der Amerikaner die verkohlten Leichen sah, befahl er, Gardelegen dem Erdboden gleichzumachen. Dieses Schicksal blieb der Stadt nur erspart, weil der evangelische Pfarrer, Pastor Frantz, ein Mann, der uns oft zu Hause besucht hatte, auf die Knie fiel und darum bat, dass die Stadt verschont bleiben möge. Er machte den Amerikanern klar, dass die SS und nicht die Einwohner dieser Stadt dieses schreckliche Verbrechen begangen hatte. Die Bürger von Gardelegen mussten die Opfer beerdigen und dann alle einen Gottesdienst besuchen, der von Pastor Frantz und den Amerikanern abgehalten wurde. Danach befahl der General der Stadt, eine Gedenkstätte zu errichten und jedes Jahr mit einem Gottesdienst der Opfer zu gedenken. Seitdem nehmen die Bürger von Gardelegen jedes Jahr an einer Kerzenprozession zu dieser Gedenkstätte teil. (S. 258 ff.)

1996 lud ein neuer Bürgermeister meine Familie und mich zu den Festlichkeiten anlässlich des 800. Jahrestages der Gründung von Gardelegen ein. Mittlerweile hatten mich schon drei meiner Enkelkinder, wie im Lehrplan ihrer Schule vorgeschrieben, für ein Referat über Immigration befragt. Dabei hatte meine Familie zum ersten Mal etwas ausführlicher von meiner Jugend in Deutschland, meiner Schulzeit in England und meinen übrigen Erlebnissen gehört. Jetzt wollten meine Frau Barbara, mein Sohn Michael und seine Frau Katja gerne sehen, wo ich aufgewachsen war. – […] Auf ihrer Hochzeitsreise fünfzehn Jahre zuvor war Katja buchstäblich ausgerastet, als sie mit Michael Dachau besichtigt hatte, was damals zu ihrer sofortigen Abreise aus Deutschland geführt hatte. […] Ich stellte also einen richtigen Notfallplan auf: Sollte eines meiner Familienmitglieder in Panik geraten, würde ich einfach solange in unserem gemieteten BMW nach Westen fahren, bis wir in Paris ankamen! (S. 261)

Am ersten Nachmittag trafen wir uns mit Joe Behrens und seinem Vetter Fritz, beides jüdische Freunde aus meinen Kindertagen, die auch der Vernichtung entkommen waren. […] Obwohl wir uns fünfundfünfzig Jahre nicht gesehen hatten, erkannte ich Joe Behrens auf den ersten Blick. […] Joe erzählte, wie mein Vater wochenlang Hausbesuche bei seinem Großvater, der im Sterben lag, machte, um sich zu vergewissern, dass er genug Schmerzmittel bekam. Damals machten sich die Ärzte noch keine Gedanken deswegen, ob zu viel Morphium im Endstadium die Patienten süchtig machte. Ich fragte Joe, ob er sich noch an meine Mutter erinnere. „Ja," sagte er, „ich fand sie immer ziemlich diktatorisch." …

Am nächsten Morgen trafen wir uns mit einer Gruppe von Oberschülern. Die meisten sprachen kein Englisch, die Mädchen waren schüchtern und die Jungen wirkten gelangweilt. Schon allein die geographischen Koordinaten unserer Lebensgeschichten verwirrten sie. Joe und sein Vetter waren nach Südafrika geflohen, hatten aber nach dem Ende des Kolonialismus das Land wieder verlassen müssen und lebten jetzt in London. …

Später saßen wir mit dem Direktor der Schule und einigen Lehrern zusammen. Genau wie ihren Schülern merkte man ihnen die jahrzehntelange totalitäre Indoktrinierung an. Mein Sohn Michael fragte: „Was war die größte Veränderung nach dem Fall der Mauer?" Sie antworteten, die Lehrer

könnten jetzt selber bestimmen, was sie unterrichten wollten, und die Eltern hätten ein Mitspracherecht bei der Ausbildung ihrer Kinder. Und doch hatte, fast drei Jahre nach der Vereinigung, noch keine Änderung im Lehrplan stattgefunden! Die Lehrer waren noch nicht auf die neue Situation eingestellt, und das Ministerium in Sachsen-Anhalt hatte noch keine neuen Bücher und Lehrpläne herausgegeben! „Was bringen Sie den Kindern über die Nazis, den Krieg und die Nachkriegszeit unter den Sowjets bei?" , fragten wir. Die jüngste Geschichte sei nicht Bestandteil des Unterrichts, war die Antwort. . . . (S. 262f)

Ausführlich und bewegend schildert Sonnenfeldt die Bürgerversammlung am Abend, zu welcher der evangelische Pfarrer eingeladen hatte und die sehr gut besucht war.

Joe Behrens hatte früher der evangelischen Kirche eine Menorah geschenkt, die nur bei festlichen Anlässen benutzt wurde. Jetzt stand der Pfarrer auf und sagte: „Ein Mann bat einen Rabbi, ihm zu sagen, wo Gott wohnt: Und der Rabbi antwortete: „Überall dort, wo er willkommen ist." Dann zündete er die Kerzen auf der Menhorah an, wandte sich an uns und fügte hinzu: „Willkommen."

Wir hatten keine Reden vorbereitet. Gisela Bunge stellte uns vor, und dann herrschte Schweigen, einfach nur Schweigen. Nach einer Weile sagte ich: „Als ich hier lebte und vor allem, als ich von hier fortging, waren die Bürger von Gardelegen nicht schüchtern. Damals hattet ihr viel zu sagen, meistens nichts Nettes. Wir sind eure ehemaligen jüdischen Nachbarn, die am Leben geblieben sind, und jetzt sind wir zurückgekommen, um euch zu besuchen." Eine alte Frau stand auf und weinte: „Wie konnte Gott das nur zulassen? Menschen, die mich liebten und für mich sorgten, wurden gefoltert und umgebracht. Wie konnte Gott das nur zulassen?" Ich trat zu ihr und legte ihr tröstend den Arm um die Schultern. Offensichtlich trauerte sie um eine ausgelöschte jüdische Familie, die sie wie ihr eigenes Kind behandelt hatte. Ihre angenommene Mutter hatte Selbstmord begangen, und der Rest der Familie war umgebracht worden. [. . .] Danach stand eine andere Frau auf, die ich sofort als ein Mitglied der Familie M. erkannte [. . .] Sie galten in der Stadt als Heuchler, weil sie ständig ihr Fähnchen in den Wind hängten [. . .] Diese Frau lamentierte, dass „diejenigen, die geschwiegen haben," recht daran getan hätten, [. . .] Eisiges Schweigen war die Antwort auf ihren Einwurf. [. . .] Als nächster erhob sich ein Mann und sagte: „Sie kennen mich nicht, mein Name ist Horn." Ich erwiderte: „Wenn du Wolfgang Horn bist, bist du der Sohn meines Lehrers im ersten Schuljahr [. . .] Ich kann mich noch gut an Deinen Vater erinnern, weil er mich wegen Schwatzens mit dem Stöckchen verprügelt hat." Ein allgemeines Raunen ging durch den Saal. [. . .] Ein Mann sagte: „Du kennst mich nicht, mein Name ist Fritz Schulz." Ich erwiderte: „Wenn du aus Jerlech [. . .] bist, dann weiß ich ganz genau wer du bist, nämlich der Sohn von Fritz und Lieschen Schulz. Du siehst genau so aus wie dein Vater!" Er war der Sohn der armen Bauern, bei denen ich als Kind eine Woche verbracht hatte. Fritz' Mutter litt an schlimmem Asthma, und die ganze Familie war davon überzeugt, dass mein Vater ihr das Leben gerettet hatte. Die Schulzes hatten alles riskiert, um meinen Eltern in

ihren letzten, verzweifelten Tagen in Deutschland etwas zu essen zu bringen. Fritz sagte zu mir: „Deine Mutter hat mir eine Spielzeugdampfmaschine geschenkt, die deinem Bruder Helmut gehörte. Sie funktioniert immer noch. Möchtest du sie zurück haben?“ „Nein, erwiderte ich, wenn du sie all die Jahre behalten hast, bedeutet sie dir mehr als uns.“ Wir umarmten einander. Und so ging es weiter. Zwei lange vergessene Klassenkameraden traten vor, der Chauffeur meines Vaters, ein Mädchen, das auf uns aufgepasst hatte, als wir Kinder waren, der Bäcker und viele andere. Jemand schenkte mir ein Klassenfoto von meinem ersten Schuljahr, und ich sah mich als kleinen Jungen mit abstehenden Ohren. […] Ich fragte nach den Klassenkameraden in der Volksschule, mit denen ich befreundet gewesen war, bevor die Nazis unsere Freundschaft zerstörten. Zwei waren in Russland gefallen; andere waren aus Gardelegen weggezogen. […] Schließlich fragte jemand, wo ich am 17. April 1945 gewesen sei. Das war der Tag, an dem wir Freudenstadt in Schutt und Asche gelegt hatten, weil sich die SS-Leute nicht ergeben wollten. Ich erzählte ihnen die Geschichte. […] Später fragte mich Gisela, ob ich wüsste, warum ich gerade nach dem 17. April 1945 gefragt worden sei. Das war offenbar der Tag gewesen, an dem die Kirche bombardiert wurde und mehr als ein Dutzend Personen umkamen. Es ging das Gerücht, ich hätte die Bomben abgeworfen, was natürlich völlig absurd war […] Aber mir wurde wieder einmal klar, wie beschränkt der Horizont dieser Menschen war. … (S. 263 f.)

Nach der Rückkehr der Sonnenfeldts in die USA:

Gisela Bunge ging mir nicht mehr aus dem Kopf. Sie tat, was ihr ihr Gewissen befahl. Um sie dabei zu unterstützen, überredete ich meinen Sohn Michael und meinen Bruder Hal, dass wir drei Gisela durch finanzielle Mittel unterstützen sollten, damit sie die Geschichte der Juden der Stadt drucken lassen und als Unterrichtsmaterial ab der elften Klasse Schulen zur Verfügung stellen konnte. […] Kurz darauf schrieb Gisela, sie habe einen Dokumentarfilm gesehen, der sie tief beeindruckt habe – „Kitty,“ die Geschichte einer jungen polnischen Jüdin, die Unglaubliches erlitten hatte. Sie wurde zunächst von den Russen verfolgt, dann von den Nazis als Zwangsarbeiterin missbraucht und schließlich nach Auschwitz deportiert. Bei Kriegsende hätte sie die deutsche Familie, die sich versteckt hatte, töten können, hatte es jedoch nicht getan, weil sie sich nicht wie ein Nazi benehmen wollte. Gisela wollte diesen Film gerne in Kirchen und Schulen zeigen. Ich kannte das preisgekrönte Video, weil mein Freund Peter Morley Regie geführt hatte. Zehn Jahre zuvor hatte ich die TV-Premiere in seinem Londoner Haus erlebt. Es dauerte einige Zeit, aber dann erreichten wir mit Peters Hilfe, dass Gisela die ergreifende Geschichte in Schulen und Kirchen zeigen durfte. Seitdem haben Tausende von Deutschen den Film gesehen. …

Gisela schlug vor, Kittys englischsprachige Autobiographie ins Deutsche zu übersetzen und das Buch zusammen mit ihrer Geschichte der Juden von Gardelegen in Schulen zu verteilen. Darin sollte dann eine passende Widmung zum Gedenken an meine Eltern enthalten sein. …

„Dein Besuch hat die Flasche der Erinnerungen entkorkt,“ schrieb sie, „und jetzt wollen sie reden, bevor sie sterben.“

– Nach unserer Reise nach Gardelegen stiftete mein Sohn Michael, einer der Sponsoren der Ben-Gurion-Universität in Israel, einen Platz zu Ehren Giselas in einem Hörsaal des Universitätsgebäudes, das den Namen seiner Tochter trägt. Es gefiel mir, dass Gisela dadurch in unserer Mitte stand. Da ich wusste, dass sie eine hohe Auszeichnung der deutschen Regierung für ihre humanitäre Arbeit abgelehnt hatte, bat ich die Universität, eine Plakette mit einem Zitat anzubringen, bevor Gisela ablehnen konnte. Jetzt ist sie als aufrechte Deutsche in Israel inmitten der Sonnenfeldts und ihrer Verwandten, der Goldmans, verewigt. Sie nahm die Ehrung voller Freude an. (S. 267 f.)

Richard Sonnenfeldt kehrte 1998 als Ehrengast zum 60. Jahrestag der „Kristallnacht" nach Gardelegen zurück, dieses Mal begleitet von seiner Tochter Ann und seinem Neffen Walter Sonnenfeldt.

Im Hause von Giselas Tochter empfing uns Lottie Behrens, die ich das letzte Mal vor sechzig Jahren gesehen hatte, als ich fünfzehn und sie zwölf war. [...] Lottie hatte, wie bereits erwähnt, Auschwitz und den berüchtigten Arzt Dr. Mengele überlebt. Als Zwangsarbeiterin hatte sie im Konzentrationslager ihre Zehen verloren, sie trug jedoch speziell angefertigte Schuhe und man merkte es ihr nicht an. Weinend umarmten wir uns. Lottie war aus Australien angereist und ich aus Amerika, um eine Ausstellung mit Fotos und Geschichten der Familien Sonnenfeldt und Behrens zu eröffnen. In meiner Rede sagte ich:

„Ich freue mich, hier unter Freunden und Familienmitgliedern zu sein. Ich möchte, dass jeder sich an die Opfer des Nationalsozialismus erinnert und sich dafür einsetzt, dass wir nie wieder religiöse Vorurteile, Rassendiskriminierung oder totalitäre Regime zulassen. Meiner Ansicht nach ist die Gemeinschaft der Menschen bedeutender als jede religiöse, ethnische, politische oder nationale Gruppierung. Ich lade sie alle herzlich ein, sich ihr anzuschließen." Daraufhin sagte jemand aus dem Publikum „Amen."

Lottie hielt keine Rede, und mir wurde klar, dass sie ihre schrecklichen Erinnerungen mit niemandem teilen wollte. Ihre Anwesenheit jedoch war ein Beispiel für den Geist der Versöhnung, die dem Hass ein Ende bereitet, auch wenn sie das Unverzeihliche nicht vergeben kann. Die Schulzes aus Jerchel luden uns zu einem Festmahl in ihrem Haus ein. Ich konnte mich noch gut an das Strohdach, den kleinen Blumengarten vor dem Haus und die primitiven Ställe für ihren Ochsen, die Kuh und das Schwein, alles unter demselben Dach, erinnern. Jetzt hatte Fritz ein Auto; das Häuschen war frisch gestrichen, an den blitzblanken Fenstern hingen Spitzengardinen, und das Dach war mit wunderschönen roten Dachziegeln gedeckt. ...

Die Schulzes hatten unter dem kommunistischen Regime vierzig Jahre lang ein schweres, entbehrungsreiches Leben geführt. Jetzt endlich, auf ihre alten Tage, ging es ihnen in einem wirklich demokratischen Deutschland besser denn je. (S. 269 f.)

Richard Sonnenfeldt gehörte zur amerikanischen Delega-

tion, die zum zehnten Jahrestag des Falls der Berliner Mauer Deutschland besuchte.

Gorbatschow war ebenso anwesend wie Helmut Kohl, der „Kanzler der Einheit," und George Bush sen., der die Ereignisse aus dem entfernten Washington begleitet hatte. Als die Feierlichkeiten vorüber waren, blieb Gorbatschow noch eine Weile, eine nachdenkliche, einsame Gestalt. Seine Frau Raissa war gerade vor ein paar Wochen gestorben. Ich trat zu ihm und sagte: „Mr. President, Sie werden immer mein Held sein. Sie haben dieses Wunder vollbracht, den friedlichen Übergang eines autoritären Regimes zu einer Demokratie, das gewaltlose Ende einer diktatorischen Herrschaft. Sie haben menschliche Werte über die Dialektik gestellt." Sein Gesicht hellte sich kurz auf, aber ich merkte deutlich, dass er in Gedanken ganz woanders war. Er hatte doch so viel erreicht, dachte ich. Warum grübelt dieser Mann, weil er das Unmögliche nicht schaffen konnte?

Nach den Feierlichkeiten fuhr ich nach Gardelegen [...] Dieses Mal traf ich mit einem elften Schuljahr zusammen, und es war eine völlig andere Begegnung als drei Jahre zuvor.

In der Stadtbücherei war kaum noch ein Platz frei. Die Schüler sahen nicht anders aus als amerikanische Kinder auf der High School. Blue Jeans, Pferdeschwänze, Ringe in Ohren und Nase, Tattoos, Mädchen mit und ohne BH, Jungen mit Irokesenschnitt. Auch die Lehrer waren leger gekleidet, was zu meiner Zeit undenkbar gewesen wäre. Nachdem Gisela Bunge mich vorgestellt hatte, fragte ich, wer Englisch spräche, und alle Hände flogen hoch. Wow! Dann fragte ich, wer denn schon einmal im Ausland gewesen sei, und wieder gingen alle Hände nach oben. Paris, London, Madrid, Italien und sogar Amerika wurden genannt. Sie hatten Giselas „Kitty" -Video gesehen und sie hatten ihre Geschichte der Juden von Gardelegen gelesen.

Ein Mädchen fragte: „Wie haben Sie sich als amerikanischer Soldat gefühlt, wenn Sie deutsche Soldaten, Ihre Landsleute, getötet haben?" „Weißt du," erwiderte ich, „Nazi-Deutschland hat mich als Juden ausgespuckt. Ich hatte zwar kein Verbrechen begangen, aber man nahm mir meine Staatsbürgerschaft, obwohl meine Familie seit Generationen deutsch war. Aber die Nazis, nicht ich, haben entschieden, ich sei ein Feind. Euren Großeltern hat man erzählt, Menschen wie ich seien Untermenschen und verdienten es nicht zu leben. Als amerikanischer Soldat kämpfte ich für Demokratie und für die Rechte aller Menschen, auch in Deutschland. Dafür riskierte ich mein Leben. Weißt du, wofür eure Großväter gekämpft haben oder kämpfen mussten?" Niemand antwortete und ich fügte hinzu: „Ich habe nicht deutsche Soldaten getötet, weil ich sie hasste, sondern weil ich es tun musste." Wieder herrschte Schweigen. Dann fuhr ich fort: „Ihr wisst, dass Hitlers Ziele Eroberung, Hass, und Vernichtung waren, während wir für die Rechte der Menschen kämpften. Das sind noch heute meine höchsten Werte, und ich hoffe, das gilt auch für euch. Wenn ihr die Wahl hättet, wofür würdet ihr kämpfen? Für das Gute oder für das Böse? Wir wollen hoffen, dass wir in Zukunft nur noch mit unseren Stimmen kämpfen müssen und nie mehr mit Waffen."

„Erzählen Sie uns, wie die Nazis in Deutschland die Macht ergriffen haben. Sie waren doch dabei. Erzählen Sie es uns," baten sie und ich erwiderte: „Das klingt, als ob es eine einfache Frage sei, aber sie ist nicht so leicht zu beantworten. Seid ihr sicher, dass ihr es hören wollt?" „Ja. Unsere Großeltern wollen uns nichts darüber erzählen, aber wir wollen es wissen," sagten ein paar Schüler. „Es gibt verschiedene Erklärungen," erwiderte ich, „manche meinen, Hitler habe nur den heftigen Hass und die Angst vor Juden, Zigeunern, Russen und anderen Völkern ans Licht geholt, vergiftete Gefühle, die seit jeher im deutschen Volk schlummerten. Andere sagen, Hitler habe das deutsche Volk erst verführt, dann versklavt und schließlich tödlich getroffen mit seinen Versprechen, die Welt zu beherrschen. Er begann einen Krieg, in dem Millionen Unschuldiger und Millionen von Deutschen umkamen. Als ich noch in Gardelegen lebte, glaubte ich Hitlers Lügen. Er behauptete, er müsse seine Gegner verhaften, um Recht und Ordnung in Deutschland zu erhalten; er entließ Richter, damit niemand etwas gegen die Handlungsweise seiner Sturmtruppen unternehmen konnte. Aber er verschaffte auch vielen Arbeitslosen Arbeit. Als die Wehrmacht das Rheinland wiederbesetzte, jubelten die Deutschen, weil sie glaubten, ihre Ehre sei wiederhergestellt, und sie dachten, Hitler könne nichts Falsches tun. Und noch während seines Angriffs auf Polen, behauptete er, er hasse den Krieg. Danach war er Oberkommandeur, und alle mussten ihm gehorchen, sodass es zu spät war, ihn aufzuhalten. Zu Anfang, als man ihn noch hätte stoppen können, hat niemand etwas gegen Hitler unternommen, weil die Deutschen seinen Lügen und Versprechungen glaubten. Auch England und Frankreich unternahmen nichts gegen ihn, und letztlich konnte er auch nur mit der geballten Militärmacht seiner Feinde geschlagen werden. Als das Ende näher rückte, wollte er Deutschland und die Deutschen mit sich in den Tod ziehen. Habt ihr eure Großväter jemals gefragt, wie sie es empfunden haben, für einen Lügner und Kriminellen zu kämpfen? Was kann man daraus lernen?" (S. 271 ff.)

Jemand fragte: " Kann das noch einmal passieren?" , und ich antwortete darauf folgendermaßen: „Ich hoffe nicht, aber du kannst etwas dazu beitragen, dass es nie mehr geschieht. Du musst deine Freiheit und die Freiheit der Presse bewahren. Du musst dafür eintreten, dass jeder seine Meinung äußern darf. Lass dich von bösen Menschen nicht täuschen und unterstütze keine Politiker, die Sündenböcke für ihre Probleme suchen. Wenn du dich daran hältst, wird es nie wieder geschehen, und du wirst dich nie zum Werkzeug des Bösen machen lassen."

...

Bei manchen von ihnen spürte ich die Angst davor, vielleicht Träger eines verborgenen ethnischen oder rassischen Virus zu sein, und sie suchten im Grunde nach einem Rezept, um dagegen immun zu werden.

Sie fragten, ob die menschliche Natur in Amerika und Deutschland unterschiedlich sei. „Ich bin keine Autorität auf diesem Gebiet," erwiderte ich, „aber ich glaube nicht. Menschen reagieren und interagieren je nach der Umgebung, in der sie leben. Eine gesunde und offene Gesellschaft bringt das Beste in den Menschen zum Vorschein,

während ein repressives, autoritäres politisches Regime das Schlechteste hervorbringt. Ihr könnt euch gegen Bigotterie und Hass wappnen, indem ihr versteht, was in Nazi-Deutschland geschehen ist, und es wird nicht wieder geschehen."

...

Diese jungen Deutschen von heute haben viel mehr mit meinen amerikanischen Enkeln gemeinsam als mit mir, als ich in ihrem Alter war. Ich wuchs in einer Gesellschaft auf, die die Kriege verherrlichte, die Deutschland gewonnen hatte. Wir verehrten Uniformen und legten uns Stöcke wie Gewehre über die Schulter. Man brachte uns bei, die Welt draußen zu verachten und zu hassen; wir waren vergiftet durch die „Dolchstoßlegende," von Deutschlands Niederlage, und wir stellten Autoritäten nicht in Frage.

...

Als Jugendlicher litt ich darunter, dass ich nicht in die Hitlerjugend eintreten konnte. Meine früheren Freunde marschierten zu Marschmusik und sangen Nazi-Lieder, sie zelteten und wanderten – und übten ihren Körper und ihren Geist für den Ruhm des Vaterlandes. Wenn Hitler kein Antisemit oder ich kein Jude gewesen wäre, wäre ich dann nicht auch verführt worden, in die Hitlerjugend einzutreten? Wäre auch ich auf Hitlers Träume von Weltherrschaft hereingefallen, auf „Deutschland über alles," was eigentlich bedeutete „Nieder mit allen anderen" ? Vielleicht hätte auch ich es nicht besser gewusst.

...

Unter den Nazis riskierten Menschen ihr Leben, ihren Besitz und das Leben ihrer Kinder, wenn sie auch nur den kleinsten Versuch machten, anständig zu sein. Die umfassende Dokumentation über Nazi-Verbrechen bei den Nürnberger Prozessen umfasst nicht nur Untaten derer, die Hitler begeistert unterstützten, sondern auch Berichte von Heldentum vieler Deutscher, die alles riskierten, um Hitlers Opfern zu helfen.

...

Wenn ich über mein Leben nachdenke, sehe ich die Tugenden meiner preußischen Erziehung und verabscheue ihre Makel. Ich akzeptiere und verehre die kostbaren und humanistischen Werte meines jüdischen Erbes. Meine Eltern brachten mir bei, aufrichtig, mutig und ehrgeizig zu sein; in England wurde mein Sinn für Fairness so geprägt, dass Doppelmoral für mich nie in Frage kam. Als ich amerikanischer Bürger wurde, lernte ich die Verfassung und das Grundgesetz zu achten und meine Ziele voller Mitgefühl für diejenigen, die Hilfe brauchen, zu verwirklichen. Ich bin mit einem offenen Geist gesegnet, und für mich bedeutete Leben immer lernen. Ja, ich nehme mir die Freiheit, meine Werte zu wählen und hochzuhalten und Vorurteile und Ignoranz zurückzuweisen. Und ich habe gelernt, meine Fehler nicht zu leugnen. (S 273 f.)

VII

Es folgt die eingangs zitierte Schlusspassage (oben S. 61) sowie der Epilog mit Sonnenfeldts Bericht über zwei Reden, die er 2002 in Deutschland hielt, die eine im Französischen

Dom in Berlin und die andere drei Tage später zur Eröffnung des Dokumentationszentrum ‚Reichsparteitagsgelände' in Nürnberg vor großem Publikum. Nach der einstündigen Rede beantwortet er eine weitere Stunde lang Fragen.

Ich, der jüdische Junge, der Deutschland verlassen musste, um der Vernichtung zu entgehen, stand jetzt hier als Zeuge der Geschichte des Dritten Reiches genau an der Stelle, an der Hitler seine Hasstiraden verbreitet hatte. Er war tot, geächtet und entehrt, ich aber lebte. Ich hatte den Glauben an mich und meinen Nächsten nie verloren. Nach einer Weile versuchte ich, den Fragenden, die in mir den historischen Experten sahen, Einhalt zu gebieten, indem ich sie daran erinnerte, dass ich lediglich hier sei, um von meinen Erfahrungen bei den Nürnberger Prozessen zu berichten. „Aber Sie waren doch dabei und wir nicht," entgegneten sie mir immer wieder. Schließlich bat ich der Diskussion ein Ende zu machen, und ich bot all denen meine Hand, die zu einer Familie von Menschen mit gleichen Rechten, einer Gesellschaft, einer Nation und einer Welt gehören wollten, die niemand ausschließt. Der tosende Applaus, der folgte, war eine der aufwühlendsten Erfahrungen meines Lebens. (S. 282 f.)

Yugoslavia

Abbildungsverzeichnis

Susanne Zouyene, *Gegenüber I*, Köln, Digitalfotografie, 2017 i
Susanne Zouyene, *Gegenüber II*, Köln, Digitalfotografie, 2017 ii
Mechthild Motsch von Freydorf, *Nach Gewitter am Abend*, Wengen, 1971, Tinte, 12×15 cm iv
Mechthild Motsch von Freydorf, ohne Bezeichnung, Freiburg, o. J., Aquarell, 23×26 cm v
Richard Motsch, Kinderzeichnung, Freiburg, Anfang 40iger Jahre, Bleistift, 21×29 cm vi
Susanne Zouyene, *Blau mit Spiegelung*, Normandie, Digitalfotografie, 2018 4
Susanne Zouyene, *Bürger*, Calais, Digitalfotografie, 2018 5
Mechthild Motsch von Freydorf, ohne Bezeichnung, Freiburg, o. J., Gouache, 23×31 cm 6
Mechthild Motsch von Freydorf, *Hardtwald*, Karlsruhe, 1933, Bleistift, 22,3×27 cm 7
Susanne Zouyene, *Am Morgen*, Gergy, Digitalfotografie, 2018 8
Mechthild Motsch von Freydorf, *Rhodos*, Griechenland, 1972, Aquarell, 29,6×39 cm 21
Mechthild Motsch von Freydorf, *Wolkenverhangene Berge*, USA, 1985, Aquarell, 29×40,5cm 22
Susanne Zouyene, *Montagne Sainte Victoire*, Aix en Provence, Digitalfotografie, 2018 23
Mechthild Motsch von Freydorf, ohne Bezeichnung, Freiburg, 1963, Öl auf Karton, 35,5×36,5 24
Mechthild Motsch von Freydorf, *Krankenbesuch*, Karlsruhe, 30er Jahre, Kohle, 42,5×36 cm 25
Mechthild Motsch von Freydorf, ohne Bezeichnung, Karlsruhe, um 1930, Kohle, 50×37 cm 26
Susanne Zouyene, *Oktobermond 1*, Köln, Digitalfotografie, 2018 53
Susanne Zouyene, *Oktobermond 2*, Köln, Digitalfotografie, 2018 54
Susanne Zouyene, *Oktobermond 3*, Köln, Digitalfotografie, 2018 55
Susanne Zouyene, *Oktobermond 4*, Köln, Digitalfotografie, 2018 56
Susanne Zouyene, *Oktobermond 5*, Köln, Digitalfotografie, 2018 57
Susanne Zouyene, *Oktobermond 6*, Köln, Digitalfotografie, 2018 58
Mechthild Motsch von Freydorf, *Montag 18.VI.90*, Freiburg, 1990. Gouache, 30×39,5 cm 59
Susanne Zouyene, *Olive*, LeTholonet, Digitalfotografie, 2018 60
Mechthild Motsch von Freydorf, *Sonnendurchbruch*, Wengen, 1972, Gouache, 45,5×38 cm 86
Susanne Zouyene, *Septembermond 1*, Köln, Digitalfotografie, 2018 87
Susanne Zouyene, *Septembermond 2*, Köln, Digitalfotografie, 2018 88
Susanne Zouyene, *Septembermond 3*, Köln, Digitalfotografie, 2018 89

Susanne Zouyene, *Septembermond 4*, Köln, Digitalfotografie, 2018 90
Mechthild Motsch von Freydorf, Jugoslawien, o.J., Aquarell, 30×38,5 cm 91